



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 6.

1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

[1883]

Die Alten und die Neuen.

Roman von A. Kautsky.

(5. Fortsetzung.)

Helene trug ein leichtes graues Seidenkleid, das ihren Unterkörper eng umschloß; darüber hatte sie eine kurze englische Jacke gezogen, die knapp an den Hals ansetzte. Das Ganze sollte amazonenhast aussehen, ließ aber die vollendete Weiblichkeit dieses vollen Körpers nur um so markanter hervortreten.

Jetzt waren auch Elsa und Oberlieutenant von Falkenau hereingekommen und sie begrüßten ihrerseits den Baron.

Elsa war in den letzten Jahren gewachsen, sie ähnelte in Gestalt ihrer Tante, aber ihre Formen hatten noch all die Zartheit der Jugend.

Auch ihr Haar war um eine Nuance dunkler geworden, hatte jetzt erst die rechte Goldfarbe erhalten. Es hing in langen verschlungenen Bögen weit über das dunkle bis zum Hals geschlossene Kleid herab. Ihre großen Augen blickten klar mit einem ruhigen Ernst.

Sie grüßte den Baron, ohne ihm die Hand zu geben, und sie nahm den Hut ab, den sie dem Diener überreichte.

Auch Helene hatte den Hut gelöst.

„Was man ungehalten über die Verspätung?“ fragte sie leichtsin. „Ich kann mir's denken, aber ich will Tante Marie sofort versöhnen. Gehen wir rasch.“ Sie wendete sich halb bittend, halb im Tone eines graziösen Eigenwillens an Elsa:

„Du gehst mit uns.“

„Nein, Helene.“

„Bist du nicht neulich mit der Tante im Dom gewesen? Heute gehst du mir zu Liebe in die Kapelle.“

Elsa schüttelte den Kopf und erwiderte sanft und doch bestimmt: „Bitte, verlange es nicht.“

Helene schleuderte ihren Hut, den sie noch in der Hand hielt, dem Diener entgegen.

„Und Sie, Baron? ah, Sie sind ja auch so etwas wie ein Alceft, und Sie haben sich ohne Zweifel schon dispensiren lassen?“

„Wenn ich im voraus gewußt hätte, daß mir das Glück zuteil würde, eine Viertelstunde an Ihrer Seite zu knien, dann hätte ich es nicht versäumt, den Herrn dafür zu loben und zu preisen.“

Helene stieß ein kurzes ausgelassenes Lachen aus.

„Abscheulich!“ sagte sie; dann laut und befehlend:

„Hugo!“

Der junge Lieutenant, der indes an seiner Uniform gerichtet und das Haar mit einem Bürstchen zurecht gelämmt, sprang herbei und bot seiner Cousine den Arm, den sie fast unmutig entgegennahm.

„Ich bin auf diese Betstunde grade auch nicht so sehr erpicht“, sagte sie, halb zürnend halb lachend, „aber wenn es sich darum handelt, gefällig zu sein, nicht wahr, Hugo, dann gehen wir doch.“

„Nicht zehn Pferdekräfte brächten mich sonstwo in die Vesper“, entgegnete er mit dem frivolsten Ausdruck, „aber hier dominirt Mama, und wir müssen uns fügen.“

Sie schritten durch das große Gemach, der Diener öffnete ihnen die Tür und ging hinter ihnen hinaus.

Der Baron und Elsa waren allein.

Sie war schon vorhin an das Fenster getreten und sah in das nächtliche Dunkel hinaus, das alle Gegenstände umhüllte.

Reinthal beobachtete einen Augenblick die feine anmutige Gestalt des jungen Mädchens und das zarte gedankenreiche Antlitz, dann näherte er sich rasch.

„Mein teures gnädiges Fräulein“, sagte er und der gedämpfte Ton seiner Stimme klang voll und warm, „ich ersehnte seit lange diesen Augenblick — ich habe Sie so viel zu fragen, Ihnen so manches zu sagen — ich kam einzig und allein hierher, weil ich Sie hier wußte — weil ich“ — er hielt inne, als er erwartete er ein Wort, einen Blick von ihr, der ihn ermuntern sollte, weiter zu sprechen.

Sie hatte ihre Stellung nicht verändert, die Augen sahen noch immer in die Nacht hinaus. Als er zu reden aufgehört, fuhr sie sich mit der Hand langsam über die Stirne.

„Mein Kopf ist so verwirrt, Baron, entschuldigen Sie, das Denken tut mir oft wehe, denn was ich empfinde ist immer im Widerstreit mit dem, was ich erfahre, und so kann ich mich nimmer zurechtfinden.“

„Armes Kind“, sagte er weich und zärtlich, „ich begreife das, ich wußte es seit langem. Sie stehen mit Ihrer ganzen Umgebung in einem seltenen Kontrast.“

„Und doch sind diese Menschen so herzengut,“ erwiderte sie leise, „sie glauben nach Recht und Gewissen zu handeln, und sie lieben mich. Aber ich — wie undankbar erscheine ich mir oft —“

„Sie stehen Ihnen ewig fremd gegenüber, ist's nicht so?“

„Ja, denn wir gehen in allem auseinander, in unserem Denken, in unserem Fühlen! Was mir hoch und erhaben dünkt, ist ihnen Sünde, und ich finde wieder —“ sie drehte sich plötzlich um, und aus ihren dunklen Augen brach ein Blitz der Erregung. „Warum gehen sie in die Kirche, warum beten sie? Was wollen sie damit? Soll ihr Gebet den Naturlauf ändern? Soll es Gott zu Wirkungen bestimmen, die willkürlich wären und mit den Gesetzen der Natur im Widerspruch stünden? Oder muß das Mitleid des „Allerbarmers“, wie sie ihn nennen, erst erbettelt werden? Muß er den Menschen nicht gewähren, was ihnen im Leben Bedürfnis und Notwendigkeit ist? Und warum verweigert er Glückseligkeit denjenigen, die sich nicht vor ihm im Staub erniedrigen? Hat er den Schmerz, das Elend nur darum geschaffen und in die Welt gesetzt, damit er den Triumph seiner göttlichen Barmherzigkeit genieße?! Ach, die niedersten Gesinnungen haben sie ihm angedichtet und damit verunstaltet, was sie anbetend ihr Höchstes nennen.“

Reinthal hatte versucht, die Hände des jungen Mädchens zu erfassen und an sich zu ziehen. Dies Thema war durchaus nicht dasjenige, worüber er mit ihr zu sprechen wünschte. Ihr Glaube oder Unglaube war ihm durchaus gleichgültig, er machte sich nichts aus solchen Sachen; aber nun fand er, daß die Erregung, die tiefe Herzensempörung, in die sie geraten war, ihr einen neuen wunderbaren Reiz verlieh, und er führte sie vom Fenster hinweg, der Lampe zu, um ihr in die schwarzen flammenden Augen zu schauen.

„Die Unterschiede in Glaubenssachen sind ungeheuer, und wir müssen hier eine gewisse Duldung üben,“ sagte er beruhigend, mit einem Lächeln zärtlicher Ueberlegenheit. „Es gibt in der Welt eine Menge von Religionen und Kulturen und innerhalb der verschiedenen Konfessionen selbst wieder die verschiedensten Sekten und Schismen.“

„Aber es gibt nur eine Natur und nur eine Wahrheit,“ sagte sie entschieden, mit einem leuchtenden Blick der Begeisterung, „und man hat mich gelehrt, mich an diese zu halten.“

„Gewiß, Comtesse, nur ist die Wahrheit eben dasjenige, was man am schwersten auffindet, und dann ist sie nicht einmal immer das Taugliche; das Leben ist eben so kompliziert und wir sind noch so unwissend.“

„Ja,“ rief Elsa, und sie faltete ihre Hände zusammen, wie im plötzlichen Jammer über sich selbst, „das ist's ja eben, was mich beängstigt, ich bin so unwissend, so unerfahren noch, und ich fürchte oft, mich in diesem Wirrsal zu verlieren.“

„Elsa!“ rief Reinthal mit Lebhaftigkeit und Wärme; er hatte sie da, wo er sie wünschte, „vertrauen Sie mir, ich habe keine Vorurteile des Glaubens, ich besitze durchaus jene Objektivität, die uns aus Kenntnissen und Erfahrung erwächst, und ich bin Ihr treuester, Ihr verlässlichster Freund, glauben Sie mir; freilich, ich könnte Ihr Vater sein, aber —“ seine schönen sympathischen Augen suchten in diesem Augenblick jenen des Mädchens aufs neue zu begegnen — „ich bin noch jung, noch in der Fülle meiner Kraft und geistigen Fähigkeiten, und ich wünschte, Elsa —“

Er konnte den Satz nicht vollenden, die Thür wurde rasch und heftig aufgemacht, und die stolze imponirende Gestalt der Gräfin Dönhof rauschte mit ihrer Schleppe über die Schwelle.

Pater Cölestin kam gleich ihrem Schatten hinter ihr drein. Sie hatte die etwas vertrauliche Haltung des Barons bemerkt und sein rasches Zurückfahren, aber sie wollte es ignoriren; sie wendete sich direkt an Elsa und küßte sie auf die Stirne.

„Ich habe für dich gebetet, mein liebes Kind,“ sagte sie mit einem unendlich sanften und gütigen Ausdruck, „so recht von ganzer Seele gebetet.“

„Gebetet, für mich!“ rief Elsa fast erschreckt, „und weshalb taten Sie das?“

„Damit auch in dein Herz jener Friede und jene Ruhe einkehre, deren wir schon hienieden bedürfen, und die die Gesundheit unserer Seele bedeuten.“

Elsa sah sie mit großen Augen entsetzt an. Die Gräfin wußte es also, daß diese Ruhe nicht in ihr war? Und sie sollte ihr durch ihre Fürbitte, durch den Einfluß einer Macht werden, die als etwas fremdes, geheimnisvolles in ihr wirkte? Der Gedanke irritirte sie. Als sie, gleichsam in Abwehr sich wendete, bemerkte sie den Pater.

Er war in dem dunklen Teil des großen Gemaches stehen geblieben, unbeweglich, einem Schatten gleich. Aber seine dunklen Augen hatten sich sofort bei seinem Eintritte mit inquisitorischer Strenge den beiden zugewandt, die er im tête à tête getroffen. Was Baron Reinthal noch nicht ausgesprochen, was noch als heimlicher Wunsch in seinem Herzen ruhte, er hatte es errathen, und es erregte seinen Zorn. Jetzt trafen seine Blicke mit denen Elsa's blitzartig aufeinander. Feinde tauschten einen solchen Blick.

Es quälte ihn unsäglich, daß dieses Mädchen eine Lehre verwarf, Prinzipien nicht teilen wollte, für die er sein ganzes Wesen dahingegeben. Ihr Unglaube fanatisirte ihn. Aber er wollte ihn bekämpfen, und er wollte in dem Kampfe siegen. Aber kein Anderer durfte hier dazwischentreten, kein Anderer durfte Gewalt über sie erlangen, er mußte sie frei halten.

Die Gräfin hatte sich dem Baron zugewandt.

„Wir dachten Euch schon im Speiseaal zu treffen,“ sagte sie in ihrem lebhaften Ton, „alles ist dort versammelt.“

Sie hatte seinen Arm genommen und die beiden gingen plaudernd voran.

Cölestin hatte sich Elsa genähert, schweigend, mit einer leichten Verneigung bot er ihr seinen Arm, und als sie nur leicht den ihrigen hinein legte, wurde sein blasses Gesicht, auf das der sorgfältig rasirte Bart einen schwarz-bläulichen Schimmer warf, noch um eine Nuance blässer.

Die hohen schlanken Gestalten schritten leicht und elastisch durch den Saal. Der Priester hatte seine Augen zur Seite gewandt, sie fielen auf den Schatten, der die Wand entlang huschte. Ihre beiden Körper erschienen da zusammengedrängt, gleichsam zu einem vereint. Wie unter einem Schauer erbebte er leise, seine Schulter entfernte sich noch mehr von der ihrigen, und seine Augen irrten weiter an den Wänden. Jetzt blieben sie auf dem Madonnenbilde haften.

Er blieb plötzlich stehen und seine schmale weiße Hand zeigte auf die Maria.

„Ist sie nicht schön, unsere heilige Jungfrau?“ fragte er leise in einem seltsam verschleierten Ton.

Elsa betrachtete das herrliche, poetisch empfundene Gesicht einer Raffaelschen Madonna.

„Warum nennt Ihr sie Jungfrau?“ fragte sie ernst. „Sie hat ihr Kind auf dem Schoß.“

Der Priester senkte die Augen.

„Das ist das göttliche Mysterium, das sich nur einmal erfüllt.“

Elsa sah ihn groß und kalt an. „Das eine Unnatürlichkeit in sich schließt, an die doch niemand glauben kann.“

„Bei Gott ist nichts unmöglich, er schafft Wunder.“

„Und bedurfte er dieses Wunders, um uns eine Mutter verehrungswürdig zu machen?“

Cölestin preßte die Lippen aufeinander und schwieg.

Sie gingen weiter. Als sie die Thür erreicht hatten, wendete er sein blasses Gesicht dem Mädchen zu, etwas von fanatischer, unbändiger Willenskraft prägte sich in den sonst so schönen Zügen des Priesters aus:

„Sie haben keinen Glauben und noch fehlt Ihnen das Bedürfnis dazu; aber es wird eine Zeit kommen, wo Sie unglücklich sein werden, wo Sie Sich zerschlagen und elend fühlen, wo alles um Sie wanken und Sie Sich mit Grauen von der Welt und allem Sichtbaren hinwegwenden werden, dann wird der Glaube in Ihrem Herzen erstehen und Sie werden nach himmlischem Trost.“

Elfa hatte mit einem Ruck ihren Arm aus dem seinen gezogen; sie sprang gegen die Thür und öffnete rasch.

Heller Lichterglanz und heiteres Geplauder der hier Versammelten tönte ihr entgegen.

Sie atmete auf wie befreit.

Sechstes Kapitel.

Eine Reihe Gemächer im Hause des Barons Reinthal stand geöffnet. Ein Kunstfreund und Kenner, eine Autorität in Kunstfachen, hatte er sein Haus mit wahrhaft bewundernswertem Geschmack und als Millionär zugleich mit großem Aufwand eingerichtet. Er besaß Schönes und Seltenes aus allen Fächern der Kunst, und Künstler ersten Ranges hatten für dessen Aufstellung und Umgebung alles Entsprechende geschaffen. Ein Besuch bei Reinthal war fast Mode geworden; man sprach damals viel von seinen Gemälden und Teppichen, von seinen Gobelins und seinen Waffen, und einige Heißsporne ließen sich sofort ein oder das andere ihrer Appartements à la Reinthal einrichten.

Helene kannte die Schätze seines Hauses; er hatte aber auch Gräfin Dönhof und Elfa so dringend gebeten, seine Sammlungen mit ihrem Besuche zu beehren, daß die Gräfin zugestimmt hatte. —

Er erwartete sie nun, und er durchschritt, von seinem Kammerdiener gefolgt, die Räume, alles mit kritischen Augen mustern.

Er hatte eine sorgfältige Toilette gemacht, und sah ungewöhnlich frisch und wohlgeraucht aus.

„Es ist alles entfernt worden, was die Damen irgendwie scholiren könnte?“ fragte er Felix mit einem vielsagenden Blick.

„Durchaus alles“, antwortete der Kammerdiener mit einem kleinen vertraulichen Lächeln, „ich weiß ja, welche Rücksichten wir da zu nehmen haben, und ich kenne übrigens die Pruderie der Dönhof.“

Der Baron war an einen Tisch getreten und schlug ein Album auf, in dem sich eine Anzahl jugendlicher Mädchenporträts befanden. Es waren Schülerinnen des Konservatoriums, welche sich für den liebenswürdigen Kunstfreund und einflußreichen Ökonom hatten photographiren lassen, der sich für die eben flügge gewordenen Künstlerinnen interessirte und ihre ersten Schritte in die Öffentlichkeit zu überwachen pflegte. Reinthal lachte diesen allerliebsten, zumeist pikanten Gesichtchen zu, dann runzelte er die Stirne.

„Und dergleichen lassen Sie unkonfisziert?“

„Ich dachte, das wäre aus Dankbarkeit und daher unverfänglich,“ bemerkte Felix zynisch.

„Ich befehl, alles hinwegzuräumen, was irgend welche Beziehungen zu Damen verraten könnte,“ entgegnete Reinthal scharf.

Er nahm das Album hinweg und begann nun selbst hier und da ordnend einzugreifen, alles wie zu einer Vorleistung vorbereitend. Und er zog hier einen Vorhang zu, öffnete dort einen andern, so daß Licht geschickt vertheilt, daß es mit dem Effekt eines Rembrandtschen Gemäldes auf die Causeuse und die Hauteuils von blaßrother Seide fiel, auf denen die Erwarteten Platz nehmen sollten.

Er setzte sich hierauf selbst und, gleichsam diesen Effekt profitierend, sah er in den gegenüberhängenden Spiegel und bemerkte mit Vergnügen, daß das einfallende Licht ihn ungemein jung erscheinen ließ. Befriedigt lehnte er sich in den Hauteuil zurück, sein Haupt gegen die Dormeuse schmiegend. Sein Blick durchslog die lange Flucht der Gemächer. Er hatte niemals die Absicht gehabt, lange Witwer zu bleiben, jetzt dachte er ernstlich daran, demnächst eine Hausfrau hier einzuführen.

In den letzten Jahren hatte er in Helenens Fesseln gelegen und hatte nicht vergeblich um ihre Gunst gebuhlt, eine öffentliche Werbung war aber, da beide Teile gleichzeitig verwitweten, nicht möglich gewesen. Er hatte bereits begonnen, diesen Einfluß in seine Kombinationen zu ziehen, aber da ereignete sich

zum ersten mal in seinem Leben der kizliche Fall, daß sein Vortheil mit seinem Verlangen in Widerspruch geriet, und es wollte sich fast herausstellen, als ob seine Leidenschaft stärker sein werde als seine Vorsicht.

Seitdem er Elfa gesehen, war sein achtundvierzigjähriges Herz von diesen jungen keuschen Reizen gefangen genommen, und er wollte sich einreden, daß er jetzt erst, zum ersten mal in seinem Leben, wahrhaft verliebt sei. Er begann ein wenig über die Anzahl seiner Jahre zu seufzen, die er sich übrigens niemals voll eingestand, und so war er denn auch viel zu eitel, um im Ernst an seiner Unwiderstehlichkeit zu zweifeln, die ihn ja noch niemals im Stiche gelassen hatte.

Und er war ja auch wirklich noch im besten Mannesalter und hübsch, und er besaß all die Vortheile seiner Stellung, seines Reichthums und seiner Bildung. Warum sollte Elfa in ihrer Verwaisung nicht gern die rettende Hand ergreifen, die ihr den legitimsten Beschützer und ein behagliches Heim sicherte? Zeigte doch die Erfahrung, daß gerade junge Mädchen nicht allzuhäufig dagegen sind, reifere Männer zu beglücken.

Aber dann hatte er Helenens Einfluß preisgegeben und all die Pläne, die sein Ehrgeiz darauf gebaut, und er hatte die heißblütige Frau vielleicht zu seiner Gegnerin gemacht. Das durfte nicht geschehen, das mußte vermieden werden um jeden Preis — wie aber aus diesem Dilemma herauskommen?!

Wie oft hatte er in letzter Zeit über diesen Gegenstand nachgedacht, aber er hatte immer nur eine mögliche Lösung gefunden.

Auch jetzt schien ihn diese zu beschäftigen, und er versuchte, ihr näher zu kommen.

Arnold ist hübsch, sehr hübsch — kombinierte er und seine Augen schlossen sich halb, als sollte dadurch ein weit entfernter Gegenstand seinen Sinnen näher rücken — er hat etwas von dem Zauber, der die Weiber betört, er ist mein Sohn. Er wird ihr gefallen, und wenn man es ein wenig darauf anlegt, werden sie gegenseitig von einander entflammt sein. — Aber der bürgerliche Doktor könnte immer noch ein Hindernis bilden? Helene ist nicht wie ihre Schwester, die einem armen Gelehrten nachgelaufen ist, sie ist durchaus Aristokratin. Nun, ich werde ihr verraten, daß blaues Blut in seinen Adern fließt, ich könnte sogar eine hochadelige Mutter vermuten lassen — was tuts! Und im Nothfalle schlage ich alle Bedenken nieder durch eine Adoption.

Seine Finger trommelten bereits den Hochzeitsmarsch Mendelssohns auf dem Seidenbrokat der Armlehne, dann aber legte sich ein Schatten des Verdrußes über sein Gesicht.

Wenn er gekommen wäre, wie ich es gewünscht, zu Anfang der Saison, dann könnte in dem Moment alles im Reinen sein, und ich wüßte, woran ich bin. O, ich hätte darauf dringen sollen; aber er sprach mir von einer gelehrten Arbeit, die er herauszugeben gedanke, und auch mein guter Lord schwazte mir da etwas vor, wie vortrefflich er das ausgezeichnete Lehrmaterial Londons zu benützen verstehe und wie der junge Doktor fast täglich im Britischen Museum zu finden sei. Reinthal schmunzelte. Ja, der Junge hat Begabung, er hat Arbeitskraft. Grade solche Leute brauchen wir, brauchen sie notwendig. Nun jetzt kommt er, und so wollen wir denn sofort alle Mienen springen lassen.

Er selbst sprang in die Höhe wie emporgeschleunigt von seinen Kombinationen, die er in seiner diplomatischen Weise doch niemand anvertrauen durfte als sich selbst.

In dem Augenblick wurden die Damen gemeldet, freudestrahlend ging er ihnen entgegen, und er begrüßte die Gräfinnen Dönhof und Falkenau, Komtesse Elfa und Vater Cölestin.

Man begann die Gemächer der Reihe nach zu besichtigen. Reinthal war der liebenswürdigste und geistreichste Lustos, den man sich denken kann, und er hielt für das eine oder andere seiner Kunstobjekte kleine Histörchen in Bereitschaft, die sie noch interessanter machten.

Die Damen zeigten sich sehr befriedigt und des Bewunderns war kein Ende.

Endlich hatte man sich in dem kleinen Renaissance-Salon mit den alten Gobelins und den Sitzmöbeln aus rosa Seidendamast niedergelassen. Erfrischungen wurden servirt und alle waren heiter und aufgeweckt.

Man sprach von der Soirée der Fürstin Lilli, welche in einigen Tagen stattfinden sollte, und zu welcher alle Anwesenden geladen waren. Elsa sollte an diesem Abend in die Gesellschaft eingeführt werden.

Nachdem neun Monate der Trauerzeit vorüber waren, hatte Gräfin Dönhof diese Soirée, in welcher nicht getanzt wurde, für ihr Entrée in die große Welt bestimmt, und sie selbst wollte es überwachen.

Elsa, in der keine Spur einer asketischen Reigung lebte, die nach Freude verlangte, war begierig, diese Welt kennen zu lernen, von der sie so viel vernommen, und der sie doch im vorhinein ein gewisses Mißtrauen entgegenbrachte.

Der Baron zeigte sich entzückt, sie dort zu treffen und er entwarf ihr sofort ein wahrhaft verführerisches Bild einer solchen Soirée; er sprach von der Notwendigkeit, dergleichen kennen zu lernen, denn dies bedeute für eine junge Dame gewissermaßen die Erweiterung ihres Lebens und ihres Wissens.

Gräfin Dönhof sah etwas beunruhigt aus.

Sie durchschaute die Absicht des Barons, das Mädchen für sich zu gewinnen, und sie wechselte mit dem Vater einen Blick des Einverständnisses. Dieser hatte sie schon auf die Gefahr aufmerksam gemacht, daß ihnen Elsa von dieser Seite bestritten werden könnte.

Die Gräfin hatte vorhin ein großes Album mit Radirungen von Jülich flüchtig angesehen, sie wünschte nun die herrlichen Bilder, die die Passion Christi darstellten, genauer zu besichtigen.

Der Vater brachte es sogleich selbst herbei und er setzte sich neben Elsa, um die Blätter, nachdem sie die Gräfin angesehen, ihr zuzuwenden und ihr den Gegenstand zu erklären.

Die beiden Verbündeten manövrierten geschickt, und sie verstanden es meisterhaft, alles und jedes als Mittel für ihren Zweck zu benützen.

Sie berechneten im voraus, daß die Passion in so meisterhafter Darstellung ihre Wirkung auf Elsas empfängliches Gemüt nicht verfehlen könne, und sie selbst waren von dem Gegenstand erfüllt, begeistert.

Als Cölestine die Geschichte des Menschensohnes, der, um die Menschheit zu erlösen, den schimpflichen Kreuzestod erlitten hatte, vortrug, hatte seine Stimme jene Weichheit, jenen verführerischen Wohlklang angenommen, der von unwiderstehlichem Zauber war. Er wies auf die Bilder, die Blatt für Blatt dies hoherhabene Epos illustrierten, und mit Entzücken sprach er davon, daß diese Schöpfungen des frommen Meisters zu den schönsten der Kunst zählten, daß nur ein verdorbenes Gemüt dem herzbildenden Einfluß, den sie übten, sich entziehen könne. Und weitergehend, gipfelten seine Ausführungen in dem Ausspruch, daß jede poetische Schöpfung, jede Kunst überhaupt, eine religiöse Kundgebung sei.

Die Gräfin war über diese Wendung erstaunt, von dieser weltlichen Auslegung der Religion höchlichst betroffen, als sie aber bemerkte, wie Elsa durch diese Auslegung gefesselt ward, weil dieselbe ihrer Anschauung verwandt war, und hierauf die Bilder mit gesteigertem Interesse betrachtete, da begriff sie die schlaue Taktik des Jesuiten, der nur das Keimnenschliche hervorhob und diesem ungläubigen Sinn vorerst den Kultus des Schönen predigte, weil er doch nur allmählich bekehrt, nur auf Schleichwegen erobert werden konnte.

Helene, die an so ernstern Erörterungen durchaus keinen Gefallen fand, hatte versucht, sich auf eigene Faust zu vergnügen, voll prickelnder Lebhaftigkeit und neckischen Mutwillens schlug sie Bücher und Albums auf, rückte an den Rippen und zog hie und dort ein Schubfach heraus.

Wenn noch etwas vorhanden gewesen wäre, das sie nicht hätte sehen sollen, ihr wäre es gewiß nicht entgangen.

Reinthal trat zu ihr und bat sie, ihm in das Rauchzimmer

nebenan zu folgen, da er ihr Urtheil über ein neues Arrangement, das er vorzunehmen gedente, einholen wolle.

„Endlich!“ rief Reinthal, als die Portiere hinter ihnen zugedehlet und sie mit ihm in dem Gemache allein war, „ich habe diesen Augenblick herbeigesehnt!“

Sie blieb stehen und die Augen zu ihm erhebend, lachte sie ihm in übermütigster Weise gerade ins Gesicht.

„Um Gotteswillen, Baron, Sie haben mich doch nicht hierher gelockt, um mir eine Liebeserklärung zu machen?“

„Wenn ich wirklich eine solche Absicht gehabt hätte,“ versetzte er mit einem diskreten Lächeln, „Ihre Heiterkeit, teuerste Gräfin, hätte mir die ganze Unklugheit und die ganze Selbstüberschätzung eines solchen Schrittes klar machen müssen.“

Sie suchte ihr Lachen nur in etwas zu mäßigen.

„Sie sind der liebenswürdigste, aber auch zugleich der geistreichste Mensch, und Sie würden jedenfalls Ihren Augenblick besser wählen.“

„Meinen Augenblick?!“ Er seufzte in emphatischer Weise. „Ach, Helene! ich fürchte sehr, mein Augenblick, das heißt der rechte Augenblick, in dem ich das herrlichste Kleinod mir für das Leben hätte erobern können, ist für immer dahin.“

Er hatte nach einer Zigarrenkassette gegriffen und er reichte sie ihr geöffnet hin.

Sie nahm eine Zigarre und entzündete sie an dem Dichte, das er ihr entgegenhielt.

„Nun,“ sagte sie lustig, „Sie ertragen wenigstens diese geringen Hoffnungen mit einem Stoisizismus, der für meine Eitelkeit niederschmetternd ist.“

„Qui n'a pas les vertus de son age, de son age a tous les malheurs, sagt, glaube ich, Voltaire; nun, Gräfin, ich muß leider darauf ausgehen, mir diese Tugenden des Alters anzueignen, ich werde lernen müssen, mich mit Ihrer dauernden Freundschaft zu begnügen, sonst könnte ich allzuschmerzlich von gewissen Tatsachen überrascht werden, wie?“

Sie warf unwillig den Kopf zurück, denn sie glaubte zu verstehen, daß er auf den Prinzen anspielte.

Er aber, wie von exaltirter Neugier ergriffen, erfaßte ihre beiden Hände und küßte sie wiederholt und immer wieder in leidenschaftlicher Zärtlichkeit, und er sah ihr dabei tief mit einem vertraulichen Lächeln in die Augen.

Sie drohte ihm schelmisch mit dem Finger.

„Das sieht aber gar nicht so aus, als dächten Sie ernstlich daran, sich auf den Alten-Anteil zu setzen.“

„Und doch möchte ich Ihnen soeben ein Geständnis ablegen, das mich in Ihren Augen furchtbar ehrwürdig machen wird. Ich habe Ihnen schon von meinem Schützling gesprochen?“

„Von diesem jungen Doktor, den Sie auf Reisen geschickt, damit er sich ein wenig die Hörner abstoße?“

„Sie wissen auch, was mir Lord Blomfield über ihn geschrieben, wie sehr er seine Talente, seine Arbeitskraft herangezogen, und daß er ihn gerne selbst in sein Ministerium genommen hätte.“

„Ja, nun?“

„Nun, dieser junge Mann kommt jetzt auf meinen Wunsch zurück.“

„So, ah!“ meinte sie mit der Miene äußerster Gleichgültigkeit, während sie zu ihrer Unterhaltung den Rauch in Ringen durch die Nase trieb. Er neigte sich tief zu ihr hernieder:

„Und ich möchte Sie nun bitten, teure Helene, etwas von der Freundschaft, mit der Sie den Vater beehren, auch auf den — Sohn zu übertragen.“

Sie nahm die Zigarre aus dem Munde und starrte ihn an.

„Das wäre —?“

„Mein Sohn,“ ergänzte er.

Sie war im Begriffe einen Schrei des Mutwillens, der Ueberraschung auszustößen.

„Pst!“ machte er, „es ist ein Geheimnis und muß es bleiben.“

„Ah, köstlich, wunderbar!“ sie lachte. „Sie haben also einen natürlichen Sohn, und die Mutter?“

„Eine Dame —“

„Von Rang?“

Reinthal nickte geheimnisvoll: „Sie ist tot.“

„Ich erhole mich kaum — aber Sie sehen so jung aus.“

„Ich war ein Knabe, als —“

„Als —“, sie brach in ein wahrhaft ausgelassenes Lachen aus, „ah, es war eine Fürstin, eine Herzogin, eine — und man hat Sie verführt, armer Junge!“

Sie reichte ihm die Hand und schüttelte sie, noch immer lachend, mit auffallender Herzlichkeit.

„Sie bewahren mir das Geheimnis, Helene?“

„Unverbrüchlich. Und jener interessante Sprößling also?“

„Morgen, übermorgen werde ich ihn Ihnen vorstellen.“

„Ich bin furchtbar neugierig.“

„Ich möchte ihn für die diplomatische Karriere bestimmen; ich füge freilich nicht selbst am grünen Tisch, ich habe es noch nicht zum Minister gebracht —“

„Nur Geduld, mein Freund.“

„O, ich habe auch kaum für mich irgend welchen Ehrgeiz, aber in bezug auf Arnold und in Hinblick auf seine glänzenden Eigenschaften, werde ich nicht ganz leicht zu befriedigen sein.“

„Er wird gut untergebracht werden, seien Sie unbesorgt.“

„Ich rechne dabei sehr auf Ihren Einfluß, teure Freundin.“

„Verlassen Sie Sich darauf, wir werden den jungen Menschen gemeinschaftlich pouffiren.“

„Dieser junge Mensch wäre alt genug, um Ihr Gatte zu sein,“ scherzte Reinthal.



Gestörte Ruhe. (Seite 147.)

„Ah, Baron!“ rief sie, sich lachend in einen andern Zuteil werfend und aus der Kassette eine Cigarre heraussuchend, „ich lerne immer neue Talente an Ihnen kennen und schätzen, aber das eines agent de mariage*) ist doch das überraschendste.“

„Vielleicht finden Sie, daß ich auch darin nicht ganz ungeschickt mich erweise. O, ich will Ihnen meinen Klienten sehr freudig nahe bringen, vor allem müssen Sie ihn sehen.“ Er sprang auf und eilte zu einem Schrank.

„Allons, Sie wollen mich also wirklich überrumpeln?“

„Das Ansehen ist umsonst,“ rief der Baron lustig, indem er, zurückkommend, eine Photographie in ziemlich großem Format vor sie hinlegte.

Sie warf einen Blick drauf und schleuderte dann die Cigarre, die sie eben anzünden wollte, wieder bei Seite, um das Papier näher an die Augen zu bringen. „Das ist also —?“

*) Heiratsagenten.

„Doktor Arnold Lefebre,“ sagte Reinthal nachdrücklich und bedeutungsvoll, „vor der Hand nicht mehr.“

Sie antwortete nichts und betrachtete noch immer das Bild.

„Ist er nicht hübsch?“ fragte der Baron sich zu ihr herabniederbeugend.

„Er ist mehr, er ist interessant,“ versetzte Helene.

Der Baron drückte entzückt einen Kuß auf ihr duftendes Haar.

„Aber wissen Sie, daß er sehr ernst aussieht — fast wie Ihr älterer Bruder,“ fügte sie scherzhaft hinzu.

„Ich werde Sie auf die Wange küssen!“ drohte er, und er hätte diese Drohung wahr machen können, sie hatte ruhig gehalten, freilich nur einen Augenblick, dann, als wollte sie ihn dafür bestrafen, daß er ihn nicht mit jener Raschheit benützt, die einem exaltirten Verehrer ziemte, warf sie in übermütiger Ablehnung den Kopf zurück und sprang auf. Die Photographie in der Hand haltend, eilte sie in den kleinen Salon. (Fortf. folgt.)

Bur Frage des sogenannten Naturheilverfahrens, insbesondere der Schroth'schen Durstkur.

Von Dr. med. Nienburg.

Vor kurzem ging der Redaktion dieses Blattes ein Artikel zu, welcher das Schroth'sche Naturheilverfahren als eine wichtige Entdeckung der Neuzeit bis in den Himmel lobt. Dasselbe hätte, so wurde behauptet, schon an das Wunderbare grenzende Kuren und Heilung auch solcher Krankheiten erzielt, die bisher (natürlich!) allen Ärzten zu widerstehen vermochte. Der Artikel schließt mit der Annahme, daß das Schroth'sche Naturheilverfahren von den Medizinärzten deshalb ignorirt und unterdrückt wurde, weil dieselben befürchten müssen, daß diese durchaus unfehlbare Heilmethode die ganze bisher geübte Medicinkunde über den Haufen werfen könnte. Da aus diesen Worten ein sehr geringes Verständnis für das Wesen, Können und die Ziele der Heilkunde hervorgeht, welches überhaupt bei dem großen Publikum durch allerhand Schreier und Charlatane, schwindelhafte Versprechungen und betörende Lobpreisungen in bedauerlicher Weise getrübt und verwirrt ist, so möge die Belenchtung dieser wichtigen Entdeckung der Neuzeit — heiläufig etwa 50 Jahre alt — und das Zurückführen der pomphaften und siegesgewissen Sprache auf den kleinen und unbedeutenden Kern der Sache hier eine Stelle finden und zugleich als Beispiel dienen, wie sehr der Arzt Grund hat, solche hohle Worte zu belächeln und die armen Toren, die auf solchen Veimruten immer und immer wieder gefangen und gerupft werden, zu bedauern. Ehe ich von dem Schroth'schen Naturheilverfahren die Narrenkappe abziehe, muß ich mit einigen Worten auf Prießnitz, den Vater des sogenannten Naturheilverfahrens überhaupt, zurückgreifen.

Auf dem Gräfenberg in österr. Schlesien 1799 geboren, wurde Vincenz Prießnitz bei einer Feldarbeit einst von einem Pferd geschlagen und ihm dabei einige Rippen eingedrückt. Prießnitz machte dabei in Ermangelung ordentlicher ärztlicher Hilfe auf eigene Faust Umschläge und Einwickelungen mit kaltem Wasser, wodurch er eigene schnelle Heilung und durch gleiche Behandlung von allerhand kranken Haustieren das allgemeine Vertrauen seiner Nachbarn und großen Zulauf erzielte. Mit Eifer und Ausdauer versuchte er es nun, die Wirkungsweise des segensreichen kalten Wassers zu untersuchen und stellte zu diesem Zweck Experimente von beinahe rührender Naivität an, aus denen er mit glücklichstem Sanguinismus seine Schlüsse zog. Seine einfache, aber von einem festen, fast übergroßen Selbstvertrauen getragene Art, deren moralischer Einfluß gewiß nicht zu unterschätzen ist, wußte sich so geltend zu machen, daß die naiven Gebirgsbewohner ihn als Auserwählten des Himmels betrachteten, sodaß die Kraft, welche die Kranken heilte, in ihren Augen nicht etwa von dem Wasser, sondern von seiner Persönlichkeit ausging. Bald kamen auch aus der Ferne und aus wohlhabenderen Kreisen Leidende, die ohne Diagnose, ohne Rücksicht auf Krankheit, Alter, Geschlecht derselben Behandlung unterzogen wurden. Dieselbe umfaßte: eine bestimmte „naturgemäße“ d. h. kräftige, derbe, reizlose aber reichliche Diät, starke Muskelanstrengung, Trinken großer Mengen von kaltem Wasser und die verschiedenen Formen der äußeren Applikation desselben, worunter die allgemeinen und lokalen Bäder, die erregenden Gürtelumschläge, die Douchen und Abreibungen die Hauptrolle spielen, endlich die schweißmachenden Prozeduren, d. h. Einpackungen, welche bis zur Dauer von sechs Stunden und darüber getrieben wurden. Die Modifikationen, welche dieses Verfahren bei den einzelnen Fällen erlitt, bewegten sich, da Prießnitz, dem Fanatiker seiner Sache, doch jedes Mittel eine Diagnose zu stellen abging, in sehr engen Grenzen, und so konnten denn üble Erfahrungen an Schwindfüchtigen und mit Herzfehlern Erkrankten nicht ausbleiben. Dadurch gewarnt, schloß Prießnitz hustende und an serösen Ergüssen Leidende, d. h. Wassersüchtige der verschiedenen Art und Form, bald von der Aufnahme in seine Behandlung aus. Der lebhaften Agitation gegen ihn ungeachtet, welcher diese Mißerfolge Nahrung

boten, erhielt Prießnitz im Jahre 1830 von der Regierung die Bewilligung zur Eröffnung eines Heiletablissements nach seiner Methode. In diesem Jahr versammelte er dort 45 Kranke, aber die Zahl wuchs in fabelhafter Progression, und im Jahre 1840 beherbergte er deren bereits 1576, und sie mehrten sich von Jahr zu Jahr durch Zustuß aus allen Weltgegenden. Als mehrfacher Millionär starb Prießnitz im Jahr 1852 in einem Alter von nur 53 Jahren.

Eine von den vielen Abarten seiner gewiß ganz gesunden, vernünftigen und natürlichen Behandlungsweise ist die energische Durstkur des Bauern Schroth in Lindewies, einem unweit Gräfenberg gelegenen Dorf, welcher es unternahm, die von seinem Nachbar Prießnitz mit Wasser überschwemmten Kranken durch eine energische Trocken- (Semmel-)Diät bei tagelanger Enthaltung jeglichen Getränkes wieder gründlich auszutrocknen. Er entdeckte plötzlich, ohne erst viel nachzugrübeln, oder Versuche anzustellen, wohl im Hinblick auf die armen, bedauernswerten Schäflein, die bei Prießnitz keine Aufnahme mehr fanden und angeregt wahrscheinlich durch Prießnitz' Lorbeeren und — glänzende Einnahmen, der staunenden Welt ohne viel Federlesens seine Methode durch Austrocknen der schädlichen Säfte Kranke wieder gesund zu machen, und siehe da, das Publikum, das nun doch einmal den Weg auf den Gräfenberg gemacht, füllte auch die Dependence, und der bisherige, selbst dem Trunke etwas ergebene Bauer ist mit seiner Durstkur plötzlich unter die Heiligen des Askulap als Wunder- und Wohltäter der Menschheit versetzt. Schroth's Semmel- oder Durstkur hat zum Glück für das Publikum den Vollmond ihres Ruhmes schon hinter sich. Das ihr innewohnende Körnchen Weisheit der schon von den alten Arabern geübten Trockendiät, welche durch die im Körper geschaffene Revolution mehr oder minder flüssige Krankheitsprodukte und Ausschwitzungen zur Aufsaugung bringen oder starke Entleerungen durch die Schleimhäute hemmen soll, vermag nicht das Fundament abzugeben für eine ganze Heilmethode, welche bei ihrer Einseitigkeit eine ungemein naive Auffassung von dem Wesen einer Krankheit und den physiologischen Vorgängen im lebenden Körper verrät. Diese „Methode“, die, wie es scheint, nur erfunden wurde, um dem glücklicheren Nachbar Prießnitz durch eine der seinen gerade entgegengesetzte Behandlungsweise Konkurrenz zu machen, hat denn auch in keiner Weise die ausschweifenden Erwartungen befriedigen können, welche ihre Vertreter sich davon versprochen. Prof. Runge in Breslau zählt sie geradezu unter die „barbarischen und abscheulichen Kuren, welche Leben und Gesundheit in hohem Grade gefährden.“ Die bei ihr eingeschalteten, häufig zu den unwürdigsten Exzessen führenden „Trinktage“ bildeten eine nur trübe Erhellung des durch die „Dursttage“ gesetzten beklagenswerten Zustandes der armen Patienten. Zudem sind die mit Stolz vorgezeigten „Ausscheidungen“ in erkaltetem Urin nach solchen Dursttagen lediglich eine optische Täuschung, denn nur die Konzentration dieser Flüssigkeit nach dem Dürsten läßt die harsauren Salze zu Boden fallen, während die absolute Menge derselben eher vermindert ist und gerade umgekehrt bei reichlichem Trinken vermehrt wird, aber sie bleiben im Urin gelöst, und dies hat jene Selbsttäuschung veranlaßt.

Nun und was behaupten denn die großen und kleineren sogenannten Naturheilkünstler Neues, wodurch wußten sie sich zu ihrem großen Vorteil im Gegensatz mit den zünftigen Ärzten zu bringen? „Nur die Natur heilt. Die Natur zeugt und erhält, und somit kann sie allein heilen.“ Durch diese mehr oder minder glücklich variierten Schlagwörter stellten sie sich als aufgeklärte, rationelle Heilkünstler hin, die plötzlich den Stein der Weisen gefunden und mit Mitleid auf die ohnmächtig in dunkler wissenschaftlicher Finsternis herumtappenden und herumprobirenden Zunftärzte herabbliden konnten. War dieser sog. Naturheilungs-

prozeß wirklich bisher den Ärzten unbekannt geblieben; glaubten diese im Ernst mit ihren Mittelchen — damals freilich noch Maximaldosen — den kranken Menschen gesund machen zu können, hat ein Arzt überhaupt wohl je eine andere als Naturheilung angestrebt? Auch die ärztliche Behandlung bestrebt sich nur, die Natur zu unterstützen und dem in jedem noch lebensfähigen Organismus innenwohnenden und, wie der der Selbsterhaltung, sich geltend machenden Triebe, etwaige Störungen in den Funktionen der einzelnen Organe von selbst und durch eigene Kraft auszugleichen, etwaiges Fremde und Unreine in Blut und Säften durch sich selbst auszustößen, fördernd und hilfreich zur Seite zu stehen.

Glücklicherweise hat die arme Menschheit nicht erst auf das 19. Jahrhundert, das der Aufklärung, warten müssen, ehe den mit Blindheit geschlagenen Ärzten das Licht der Weisheit von den Bauern Prießnitz, Schroth u. a. aufgesteckt wurde. Schon um das Jahr 400 vor Chr. schreibt Hippokrates von Kos, der größte Arzt des Altertums: „Folge der Natur, sie ist der Arzt der Krankheit.“ Und weiter: „Je mehr man unreine (kranke) Körper nährt, desto mehr schadet man ihnen. Ungesäumt müssen sich solche Kranke, bei denen das Fieber mit größerer Heftigkeit auftritt, einer sehr mageren Diät unterwerfen.“ Nun aber in folgendem unterscheidet sich der denkende, wissenschaftliche Arzt von dem nach der Schablone kurpfuschenden Bauern: „Man prüfe aber zugleich die Kräfte des Kranken, ob sie imstande sein werden, diese magere Diät bis zum höchsten Grad der Krankheit hin auszuhalten. Ist tut völlige Verabung recht gut, wenn die Kräfte des Kranken es irgend aushalten können. Man muß aber allemal bei diesen Regeln auf die Stärke und den Gang einer jeden Krankheit, auf die Konstitution und die gewohnte Lebensweise sowohl in Rücksicht der Speise als des Getränkes aufmerksam sein.“ Auch die physiologische Wirkung des Wassers von verschiedener Temperatur ist Hippokrates wohl bekannt. Er spricht zuerst die Behauptung aus, daß kaltes Wasser wärme, warmes kühle. Er kennt Begießungen und Abreibungen. Warme Begießungen erzeugen Schlaf, bei Ohnmachten nützen kalte. Mit Begießungen behandelt er Gelenkleiden, Nicht, den Starrkrampf und fieberhafte Krankheiten. Hippokrates war vor allem Praktiker, der nicht durch das Neue und noch nie Dagewesene seiner Behandlungsmethode seinen Mitmenschen imponiren, Ruhm und Geld zu verdienen suchte, sondern auf die vollkommenste Weise ihnen helfen und ihre Leiden lindern wollte und durch ruhige schlichte Individualisirung und Beurteilung aller bei einer Krankheit inbetracht kommenden Verhältnisse sich als denkender Arzt bewies.

Um das zu können bedarf es Bildung und Erziehung des Geistes und Verstandes, Übung der Sinne und einige medizinische Vorkenntnisse. Man höre, was Sonderegger, ein medizinischer Schriftsteller der Gegenwart, für Anforderungen an den jungen Arzt stellt: „Selle Augen und seine Ohren mußt du aber mitbringen, ein großes Beobachtungstalent und Geduld und wieder Geduld zum endlosen Lernen, einen klaren kritischen Kopf mit eisernem Willen, der in der Not stark ist, und doch ein warmes bewegliches Herz, das jedes Weh begreift und mitfühlt, moralischen Halt und sittlichen Ernst, der die Sinnlichkeit, das Geld und die Ehre beherrscht, nebenbei auch ein anständiges Äußere, Schluß im Umgang und Geschick in den Dingen, Gesundheit des Leibes und der Seele, das alles mußt du haben, wenn du nicht ein unglücklicher oder ein schlechter Arzt werden willst. Du mußt die Kameellast des Vielwissens schleppen und die Frische des Poeten bewahren, du mußt alle Künste der Charlatanerie kennen und doch dabei ein ehrlicher Kerl bleiben. Die Medizin muß deine Religion und deine Politik, dein Glück und dein Unglück sein. Sie ist der erhabenste Beruf oder das erbärmlichste Handwerk.“ Eine plötzliche Erleuchtung, ein zufälliges Entdecken einer neuen Heilmethode wie die Schroth'sche, „von der zu erwarten steht, daß sie die ganze

jezige Medizinkunde verdrängen und wie ein altes morsches Gebäude über den Haufen werfen wird“, erscheint neben der Ernsthaftigkeit der Anforderungen, wie sie oben an die Jünger der Heilkunde gestellt werden und der sittlichen Würde der Auffassung vom ärztlichen Beruf wie der barste Unsinn und eine Leugnung jeglichen Fortschrittes auf geistigem Gebiet überhaupt. Nur der Mensch leistet bewußten aktiven Widerstand in dem Niesenkampf des ewig waltenden Naturgesetzes der Vernichtung gegen Leben und Gesundheit, den die nimmerrastenden Kämpen jenes Elementargesetzes, Krankheiten und Seuchen, gegen das Menschengeschlecht führen seit Erschaffung der Welt, mit gleichem Mut, aber nicht mit gleichem Erfolg. Allerdings sterben die Menschen heutzutage noch ebenso wie vor tausend Jahren, und das wird die ärztliche Kunst niemals ganz verhüten. Aber schon ein flüchtiger Blick in die statistischen Aufzeichnungen über die Sterblichkeitsverhältnisse von einst und jetzt zeigt, daß bei fortschreitender Kultur die Mortalität sich verringert. Es ist die Sterblichkeitsziffer in verschiedenen Ländern, zumal wenn diese auf verschiedener Kulturstufe stehen, sehr verschieden. Im ganzen nimmt sie mit der Ausbildung höherer geistiger und gesellschaftlicher Kultur ständig und beträchtlich ab. So starben in Frankreich 1770—74 alljährlich 1 unter 32 Einwohner, 1817—30 1:40, 1850 1:46, während in Rußland die Sterblichkeitsziffer noch jetzt 1:32 beträgt.

Was die Lebensdauer angeht, so starben Ende des vorigen Jahrhunderts von 100 Menschen 50 % unter 10 Jahren, bis zum 50. Jahr 74 %, bis zum 60. Jahr 82 %, jetzt in demselben Lebensalter nur 38, 65 und 77 %. Die mittlere Lebensdauer betrug Ende des vorigen Jahrhunderts 27 (in Preußen) bis 30 (Baiern) und 37 (Hannover), nach den neuesten statistischen Erhebungen wird sie jetzt in Deutschland auf 39 Jahr berechnet. Diese Zahlen sprechen für sich und sind nicht zufällige. Trotzdem vermeint ein jeder, der im Grunde weder logisch urteilen, noch seine Gedanken in verständiger und verständlicher Weise zum Ausdruck bringen kann, über wissenschaftliche Fragen mitzureden, ja seine „eigenen Ansichten“ über diese und jene medizinische Behandlungsmethode zur Geltung bringen und über allerhand sanitätspolizeiliche Anordnungen ins Blaue hinein ein Urteil fällen oder nun gar ein neues Heilverfahren entdecken zu können. Wahrhaftig, selig sind die Einfältigen! Bekanntlich ist der Mensch um so bescheidener, je mehr er sich in die Wissenschaft vertieft hat, und umgekehrt sind Leute um so sicherer in ihrem Urteil und Auftreten, je unwissender und urteilsunfähiger sie sind. Würde in den Schulen allgemein, nicht nur ausnahmsweise, wie wohl in etlichen höheren Lehranstalten*), statt mancher mit biblischer Geschichte und Auswendiglernen von sinnlosen Gesangbuchversen nutzlos vergeudeteten Stunde, der Jugend nur ein flüchtiger Einblick gewährt in den Bau unseres Leibes und die Funktionen der einzelnen Organe, die Grundzüge der Körper- und Gesundheitspflege, eine kurze Anweisung im ersten Samariterdienst bei plötzlichen Unglücksfällen und der naturgemäßen Krankenpflege gegeben, dann würde bald auch ein tieferes Verständnis plaggreifen für das ärztliche Können und die Ziele der medizinischen Wissenschaft.

Solange dies Verständnis noch fehlt, möge die Menschheit denjenigen vertrauen, welche ihr ganzes Leben diesen Dingen weihen und durch ihren Bildungsgang Gewähr dafür leisten, eine so komplizierte lebende Maschine, wie es der menschliche Körper ist, beobachten und verstehen zu können, nicht aber jedem Charlatan und Schreier vertrauensfelig nachlaufen und deren Ausbeutung immer wieder von neuem zum Opfer fallen. Solange die Dummen nicht alle werden, solange wird es auch stets solche geben, die auf die Dummheit der Menschen spekuliren, nicht aber umgekehrt.

*) In welchen? Wir haben nie von einer einzigen gehört, wo das in auch nur einigermaßen zweckgemügender Weise geschieht. D. Med.

Warum ich kein Pfarrer wurde.

Von A. Titus.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Der große Tag brach an, trüb, kalt, und zum erstenmal wieder regnerisch. Der Himmel schien uns anzukündigen, daß nun die sonnigen Tage jugendlicher Liebeständelei vorbei und daß düstere Schatten aufzusteigen im Begriff seien. Und so war es in der That.

Die Kirche war dicht besetzt, sowohl im unteren Raume als auf den Galerien. Am einen Ende des Zuhörerraums, wo sich die Kanzel befand, führten zwei Stufen zu einem etwas erhöhten Platze empor und da war eine Art von Altar errichtet, schmucklos anzusehen, wie bei den protestantischen Gotteshäusern gewöhnlich. Hier wurde das Abendmahl gegeben und fanden die Trauungen und Tausen statt. Die Mitte nahm ein vier-eckiger steinerner Tisch ein, um den eine etwa halbmansshohe Einfassung herumlief. Inmitten des Vierecks standen heute die prüfenden Geistlichen, während die zu prüfenden Konfirmationskandidaten auf der rechten und linken Seite der Einfassung einander gegenüberstanden; rechts die Knaben, links die Mädchen. Fanny und ich standen beide in der vordersten Reihe; ich warf ab und zu einen raschen Blick hinüber, aber Fanny wagte gar nicht aufzusehen. Jetzt mußte es fürchterlich und schmachvoll an den Tag kommen, was wir gesündigt. Die Kirche war mit tausend Neugierigen angefüllt, die ihre Blicke auf die Konfirmanten richteten; meine Großmutter und die Kontrolleurin hatten ihre besten Brillen aufgesetzt, damit ihnen ja nichts entging. Hier befand sich ein unerbittliches Auditorium; wer hier durchfiel, war in der öffentlichen Meinung gerichtet.

Die Prüfung begann und zitternd sah ich sie an mich herankommen. War es Absicht, war es Zufall, daß der Dekan, welcher die Prüfung leitete, mir gerade die zehn Gebote vorzutragen befahl — es kam so. Beim fünften oder sechsten Gebot blieb ich stecken — es war eine Stille in der Kirche, daß man hätte jede Mücke summen hören mögen. Ich haspelte mich zwar glücklich zu Ende, aber eins der Gebote war ausgelassen, und der Dekan, mir einen strafenden Blick zuwerfend, trug meinem Nachbar auf, die zehn Gebote herzusagen. Damit war mir gesagt, daß ich, wie man sich im Volke ausdrückte, „nichts gekonnt“ habe. Mir entstand ein Brausen im Gehirn, so daß ich nichts mehr von dem hörte, was um mich vorging; ich wagte auch nicht mehr aufzusehen. Welchen Blick mußte jetzt meine Großmutter auf mich richten! Und die Predigt, die mich zuhause erwartete!

Und die Zukunft!

Mir ward so heiß, daß ich zu schwitzen begann und mir die dicken Tropfen über die Stirne rollten! Ich hatte auf nichts mehr Acht, als darauf, wie es meiner Genossin ergehen möchte. Unter allen männlichen Konfirmanten war ich es allein, der sein Sprüchlein nicht gewußt; alle andern waren wohl vorbereitet gewesen. Ein waderner Atlas hatte ich die ganze Last der Schmach auf meine Schultern zu nehmen.

Etwa eine Stunde später kam Fanny dran, und merkwürdiger Weise wurde auch ihr die Aufgabe zuteil, die zehn Gebote aufzusagen. „Geteilter Schmerz ist halber Schmerz,“ sagt man sonst; hier aber ward der Schmerz ein doppelter, denn auch Fanny blieb stecken und blamirte sich wie ich; auch unter den Mädchen ganz allein, wie ich unter den Knaben. Ich wagte nicht, sie anzusehen.

Sicherlich hatte der Dekan irgendwie erfahren, daß wir zusammen uns auf die Prüfung vorbereitet hatten. Was wollte er nun damit, daß er jedem die gleiche Frage vorlegte? Wollte er damit den Eltern Fannys und meiner Großmutter andeuten, wie unpassend es sei, zwei Leutchen, wie wir es waren, ohne Aufsicht zusammen zu tun? Ich weiß es nicht.

Nach Hause ging ich wie ein Betrunkener; ich fühlte, wie tausend spöttische Blicke auf mir ruhten. Ich schlüpfte zur Hintertüre hinein und begab mich eiligst in das kleine Zimmer,

welches als das meinige betrachtet wurde. Dort wollte ich den kommenden Sturm erwarten. Wo sollte ich es auch sonst?

Es dauerte lange, bis sich jemand vernahmen ließ; im Hause herrschte eine unheimliche Stille. Endlich öffnete sich die Tür meines Zimmers und meine Großmutter rauschte herein. Ich werde den Blick, den sie mir zuwarf, nicht so leicht vergessen.

„Nichtsnutziger, verdorbener Bube,“ begann sie, und die Hochzeitshaube, die sie auf dem Kopfe trug zur Feier des Tages, schien sich förmlich emporzublähen, „so hast du deinen Eltern und mir Schande gemacht. Und die schlechte Fanny, wer hätte diesem scheinheiligen Wesen das zugetraut! Dummes Zeug habt ihr gemacht und die Zeit verträdelst, statt etwas zu lernen. Du willst Pfarrer werden! Ich werde dich bei einem Besenbinder in die Lehre tun. Der Junge hat nichts und will noch so übermütig sein. Und ich soll sie bezahlen, die Dummheiten, die er macht.“

In diesem Tone ging es eine halbe Stunde fort. Ja, meine gute Großmama hatte eine tüchtige „Suade“, wie man zu sagen pflegt. Endlich aber ging ihr der Atem aus und sie schloß ihre Rede mit den patetischen Worten:

„Da sitzt der elende Mensch stumm wie ein Delgöze und hat nicht ein Wort zu seiner Verteidigung. Mich dauert nur der schöne Kalbsbraten! Und die Mandeltorte!“

Da ich sonst immer leidliche Zeugnisse nach Hause brachte, so hatte meine Großmutter auch diesmal auf einen Triumph gehofft, den sie zuhause durch einen außergewöhnlich schönen und großen Kalbsbraten und durch eine Mandeltorte zu feiern gedachte. Diese Genußstücke standen bereit, um so größer war die Enttäuschung.

Kalbsbraten! Mandeltorte! Der erhebende Gedanke an sie schnellte meine unter der Wucht meiner Schmach niedergedrückten Lebensgeister wieder empor. Ich wagte zu sprechen.

„Aber,“ sagte ich schüchtern, „der Kalbsbraten hat doch mit dem Katechismus nichts zu tun! Und die Torte auch nicht!“

„So!“ schrie jetzt die Großmutter in heller Empörung, „ich soll dich auch noch belohnen dafür, daß du unsere ganze Familie blamirt hast. Das siele mir ein.“

Sie rauschte hinaus und krachend fiel hinter ihr die Tür ins Schloß. Ich blieb zerknirscht sitzen. Meine schönen Vorsätze waren alle ins Wasser gefallen und ich hatte den ersten Teil der mir bevorstehenden Prüfungen schlecht bestanden. Wenn nun meine Großmutter die Ueberzeugung gewann, ich sei zum Studium der Theologie nicht veranlagt, und ihre Hand von mir zog! Dann adieu, schöne Zukunft, behagliches Privatstudium! Adieu auf immer!

Der Kelch meiner Leiden war für diesen Tag noch nicht leer. Bald darauf schlürfte die böse Annemarie auf ihren abgetretenen Hauschuhen zur Tür herein. Sie wußte, wie sehr das Gewicht meiner Schmach mich niederdrückte, und glaubte nun gleichfalls sich an mir reiben zu können.

„Hähä! Die jungen Herrchen werden bald reif heutzutage. Sie sollen zum Essen kommen. Hähä, und die Damen auch. Die Frau Großmutter ist unwohl vor Aerger und ist nicht mit. Früher waren die jungen Leute doch noch sittsamer, hähä!“

Nun aber schwall mir der Kamm.

„Böse, alte Heze,“ schrie ich wütend. „Sie waren nie ein Engel und werden nie einer werden.“ Dabei streckte ich die geballte Faust gegen sie aus; sie bekam Furcht und sloh und verlor einen ihrer Schuhe dabei, den ich verächtlich mit dem Fuße davon stieß, daß er die Treppe hinunter kollerte.

„Mein Schuh,“ jammerte Annemarie; ich aber begab mich in das Schlafzimmer, wo ich ein äußerst frugales Mahl aufgetragen fand. Die Strafe war nicht allzuhart, denn ich war nicht in der Lage, besonderen Appetit zu empfinden.

Ich hatte kaum einige Löffel Suppe zum Munde geführt, da brach das zürnende Geschick von neuem auf mich herein. Denn die Thür ward aufgerissen und mit fliegender Haube, in höchster Aufregung erschien die Frau Kontrolleurin. Ich sah gleich, wieviel die Glocke geschlagen hatte, denn sie hielt einen Stoß Papiere in der Hand, den sie wie eine Trophäe wild in der Luft schwenkte. O weh, es waren meine unglückseligen Verse, die ich an Fanny gerichtet hatte.

„Wo ist die Großmutter?“ schrie das fürchterliche Weib, dessen Anblick auf mich nahezu eine Wirkung ausübte, wie das Haupt der Medusa auf die Feinde der Pallas Athene.

Die Großmutter erschien mit einem Tuch um den Kopf, und nun erzählte die Kontrolleurin, wie man Fanny ordentlich ins Gebet genommen, diese aber alles geleugnet habe. Und da habe man ihre Sachen durchsucht und diese Verse gefunden. Zweifellos hätte ich durch meine Gauleien das Mädchen betört und sie vom Lernen abgehalten.

„Das scheint ja ein richtiger Taugenichts werden zu wollen,“ schloß das wütende Weib.

Meine Großmutter sagte nichts mehr; sie hatte sich schon müde geärgert! Man brachte Petroleum und begoß die nach Rosen, Neseben und Weilchen duftenden poetischen Liebesergüsse meiner jungen Seele mit dieser häßlichen, übelriechenden Flüssigkeit. Dann wurden die Verse ohne Erbarmen in den Ofen gesteckt, angezündet und dem doppelten Tode der Flammen und der Vergessenheit überantwortet. Ich sah stumm zu, wie die Aender meiner Nase sich in Asche verwandelten.

Requiescant in pace — sie mögen ruhen in Frieden. Es war auch recht gut so.

Ich wagte in den nächsten Tagen kaum mehr mein Zimmer zu verlassen; einigemal schaute ich hinüber nach Fannys Fenstern, aber auch dort war alles still. Die Welt schien mir wie ausgestorben; alle bekannten Menschen kamen mir wie verändert vor. Die Einsamkeit lehrt nachdenken, ich sann und sann, ob mein Vergehen denn wirklich so groß war, um des Lärms, den man seinetwegen erhob, wert zu sein. Meine Erziehung verhinderte natürlich, daß ich die geringe Bedeutung der ganzen Sache erkannte; ich konnte mich noch nicht zu dem Verständnis erheben, daß mir Unrecht getan wurde. Ich trug tatsächlich ein Verbrecherbewußtsein in mir. Nur überkam mich ein dunkles Gefühl, eine Art Ahnung, als ob man mich unter die Herrschaft eines Systems, einer Anschauungsweise zwingen wolle, die als berechtigt anzuerkennen ich keineswegs verpflichtet sei; ich begann mich nach Freiheit, nach freieren Lebensformen zu sehnen.

Aber die Galeerenfugel der Abhängigkeit war fest an mein Bein geschmiedet, und ich mußte sie nachschleppen. Wenn meine Großmutter mich nun nicht studiren ließe! Die Drohung mit dem Besenbinderlehrling nahm ich nicht ganz ernst, aber — wer konnte es wissen, wie weit der Fanatismus einer nur pietistischen Reigungen lebenden alten Frau gehen würde?

Man hielt eine Art Familienrat, vor welchem ich als armer Sünder erscheinen mußte. Von meinem Herrn Stiefvater lag ein Brief voll verständlicher Anspielungen auf Haselstöcke und Bambusrohre vor, die mir es im höchsten Grade praktisch erscheinen ließen, in diesem Augenblicke möglichst fern vom teuren Vaterhause zu sein. Ich mußte im Familienrat niederschmetternde Bußpredigten anhören, und meine Augen suchten scheu den Boden, während die meiner Großmutter mit verstärktem Schmerz zum Himmel aufgeschlagen waren. Zum Schlusse einigte man sich dahin, in Anbetracht meiner früher leidlich guten Führung mir noch Gelegenheit zur Besserung zu geben. Ueber meine Qualifikation zum Theologen waren die Meinungen immer noch geteilt. Eine jungfräuliche Tante in sehr reifem Alter meinte zwar, wer zur Konfirmation nicht einmal die zehn Gebote kenne und in dem Alter schon so verdorben sei, Liebesgedichte zu machen, der werde ein schlechter Pfarrer werden; allein man wendete dagegen ein, daß man auch dem verstocktesten Menschen Gelegenheit zur Besserung geben müsse. So ging der Familienrat auseinander, ohne einen definitiven Beschluß gefaßt zu haben.

Man ließ mich in der Schwebe. Jedenfalls hatte man die Absicht, einmal erst zu beobachten, wie ich mich bei der Konfirmation selbst benehmen werde. Denn mich von der Konfirmation auszuschließen, so weit wollte man die Sache doch nicht kommen lassen und konsequenterweise durfte man es bei Fanny auch nicht tun.

So hatte ich also Chancen, mich bei der Konfirmation selbst wieder einigermaßen zu rehabilitiren, aber auch die Unannehmlichkeiten meiner Situation waren bedeutend gestiegen. Denn nun mußte ich Gott und die Welt erst recht um Verzeihung bitten; bei all den über mein Pech hämisch lächelnden Tanten und Vasen männlichen und weiblichen Geschlechts mußte ich reihum gehen und um Vergebung meiner Sünden flehen.

Die arme Fanny sah ich inzwischen nur ein einzigmal. Sie begegnete mir vor dem Hause und hatte wieder rot geweinte Augen. Sogar ihre lange Nase hatte etwas rötlichen Glanz angenommen. Sie warf mir einen tieftraurigen Blick zu, der mir zu sagen schien: „Wie muß ich um dich leiden!“ — Ob Fanny mit dem väterlichen Stoß in entwürdigende Berührung gekommen, wußte ich nicht; aber als ritterlicher Liebhaber geriet ich schon bei diesem Gedanken in den heftigsten Zorn und schwur bei meinem künftigen Barte, diese Unbill zu rächen.

Das alles aber hielt das Heranrücken der verhängnisvollen Zeit, da sich zeigen sollte, ob ich noch besserungsfähig sei, nicht auf. Am Sonnabend, welcher dem für die Konfirmation bestimmten Sonntag voranging, hatte ich den großen Wittgang zu unternehmen.

Am gefährlichsten schienen mir zwei Onkel, von denen der eine Stadtpfarrer, der andere Obereinnehmer war. Diese beiden Brüder hatten die merkwürdige Eigenschaft, daß sie beide heftig stotterten, und es war sehr erbaulich mitanzuhören, wenn sie im Gespräch in die Hize gerieten. Böse Zungen hatten früher behauptet, der Onkel Stadtpfarrer habe das Stottern bei einer besondern Gelegenheit plötzlich gelernt. Als nämlich 1848 ein großer Trupp Freischaren in meiner Vaterstadt Quartier nahm, erschienen viele derselben an dem großen Brunnen, der vor dem Pfarrhause steht, und schiffen ihre Säbel auf dem Rande des Brunnentrogs. Mein Onkel sah diesem Treiben aus dem Fenster seiner Pfarrwohnung zu. Plötzlich erhob einer der Freischärler seinen Säbel und rief, indem er die Klinge im Sonnenstrahl funkeln ließ: „Pfaff, der ist für dich!“ Ein homerisches Gelächter begleitete diesen Scherz — denn ein solcher war es offenbar — mein Onkel aber verschwand eiligst und versteckte sich in der Bodenkammer, bis die Freischaren wieder abgezogen waren. Die bösen Zungen flüsternten nun, er habe von dem Schreck das Stottern bekommen. Auf der Kanzel stotterte er nicht, da er sehr langsam und salbungsvoll sprach. Es war gut, daß sein Bruder später sich am gleichen Ort niederließ; der Bruder stotterte auch und bewies dadurch, daß das Stottern ein den beiden angeborenes Uebel war. So wurde die Mär von der bössartigen Wirkung des Freischarensäbels widerlegt.

Ich warf mich in meinen Sonntagsstaat, um meinen Schmerzensgang anzutreten. Dabei dachte ich an den Wahlspruch des tapfern Majors von Schill: „Lieber ein Ende mit Schreden, als Schreden ohne Ende!“ und beschloß, die schlimmsten Verwandten vorweg zu nehmen.

Zuerst erschien ich beim Onkel Stadtpfarrer.

„Ah, der Mose!“ Freut uns, daß du an uns denkst.“ Der gute Onkel schwieg zuhause gern, denn hier führte seine bessere Hälfte das große Wort, und er pflegte sich dem in Demut zu fügen. Die Frau Stadtpfarrerin aber war stets aufgelegt zu Bußpredigten, denn sie hatte eine 37jährige Tochter auf Lager, die sie gern an den Mann gebracht hätte. Da aber niemand das Mädchen nehmen wollte, so ward ihre Mutter der ganzen Männerwelt Feind und der arme Stadtpfarrer mußte das häufig genug empfinden. So hatte auch ich eine lange, lange Predigt der lieben Tante anzuhören, worin die frühzeitige Zuneigung zu dem andern Geschlecht als eine Todsünde dargestellt ward.

„Da nimm dir meine Sophie zum Muster,“ sagte sie; „die wäre nicht so leichtsinnig gewesen wie Kontroleurs Fanny, und ihr hat noch niemand Liebesgedichte gemacht.“

Trotz allen Glends stand mir das Lachen näher als das Weinen. Das war begreiflich, daß niemand sich dazu versteigen würde, des Stadtpfarrers „noch zu habendem“ Töchterlein Liebesgedichte zu widmen.

Allein ich mußte Zerknirschung heucheln, und so ging ich denn, nachdem die Tante endlich mit ihrer Predigt fertig war, zum Onkel und sagte demütig und leise:

„Also bitte ich euch alle um Verzeihung!“

„Na,“ sagte täppisch lächelnd der Onkel, „wir brauchen dir nichts zu verzeihen. Es ist nur gut, daß du die schöne alte Sitte aufrecht erhalten hast und zu uns gekommen bist.“

Mich packte ein gewaltiger Zorn. Klang es nicht wie ein Hohn, wenn diese Leute, nachdem ich wie ein armer Sünder vor ihnen erschienen, noch taten, als legten sie gar keinen Wert darauf. Und doch hielten sie mir Moralpredigten! Wäre ich aber nicht gekommen, so würden sie sicherlich die höchste sittliche Entrüstung zur Schau getragen haben.

(Schluß folgt.)

Jur Geschichte der Cerealien.

Kulturhistorische Skizze von H. Schlüter.

(Schluß.)

Wie schon erwähnt, ist außer Reis und Mais der Weizen die Hauptnahrungsf Frucht des Menschen, und diesem schließt sich der Roggen an. Gerste und Hafer dagegen werden mehr als Futterpflanzen oder zur Verwendung in der landwirtschaftlichen Industrie, denn als Nahrungspflanzen gebaut, und nur zu Zeiten der Hungersnot oder in ärmeren Gegenden werden auch diese zur Ernährung der Menschen herangezogen. So ist in Schweden die Gerste die Hauptbrodfrucht, und im Hungerjahr 1846/47 mußte auch in Deutschland sich manche Familie mit Haferbrod genügen lassen. Der Hafer scheint ein Kind des Nordens zu sein, denn an den Küsten der Ostsee findet man ihn wild. Doch ist hierdurch nicht gesagt, daß hier seine Urheimat ist; kann er doch recht gut verwildert sein, denn schon seit über 2000 Jahren wird in Deutschland Getreide gebaut.

Die Hirse war bei Römern und Griechen seit Julius Cäsar bekannt, und Strabo berichtet von ihr, daß sie in Gallien vortrefflich gedeihe und die stärkste Schutzwehr gegen Hungersnot sei.

Es wird angenommen, daß die verschiedenen Arten des Weizens, von welchem es mehr als 300 Varietäten gibt, von 4—8 Spezies abstammen. Thatsache ist, daß der Weizen — wie die Gerste — sich außerordentlich den Verhältnissen anpaßt, unter denen er kultiviert wird, und daß natürlich diese Eigenschaft die Zahl der Varietäten außerordentlich fördert. Interessant sind in dieser Beziehung einige Experimente, die man nach Darwin mit Gerste und Weizen machte. Dieses Korn wird, je nach der Fähigkeit, der Kälte zu widerstehen, und der darnach bestimmten Aussaatzeit, in Winter- und Sommerkorn eingeteilt. Man versuchte nun, Winter- in Sommergetreide und umgekehrt, umzuwandeln. Von Winterweizen, der im Frühjahr gesät war, reiften von 100 Pflanzen nur vier. Diese wurden gesät und wieder gesät, und in drei Jahren wurden hieraus Pflanzen gezogen, die sämtlich reiften. Umgekehrt wurden fast alle aus Sommerkorn gezogenen Pflanzen, die aber im Herbst gesät waren, vom Froste zerstört. Einige wenige erhielten sich aber und erzeugten Samen, und in drei Jahren war diese Sommervarietät in Wintervarietät umgewandelt.

Nach Amerika ward der Weizen 1493 durch Columbus gebracht und schon im März 1494 konnte man ihm reife Aehren überreichen, welche erst im Januar gesät worden waren. Das war also der Anfang des amerikanischen Weizenbaues, der heute die alte Welt durch seinen allzu reichen Ertrag zu erschrecken droht*). In Mexiko war es, wie Humboldt erzählt, ein Negerknecht Cortez, der zuerst Weizen baute. Er fand drei Körner davon unter dem Reis, den man als Proviant aus Spanien mitgebracht hatte. Im Franziskanerkloster in Duito wird der Topf noch als Reliquie aufbewahrt, in welchem der erste südamerikanische Weizen enthalten gewesen, den der Franziskanermönch Franz Sodoco Rigi da Ganta zu Duito aussäete. Dieses

*) Diese Gefahr ist nur vorhanden, wo liberale Volkswirtschaft herrscht, und wird auch da nur diese selbst mit ihrem verderblichen Hauptgrundsatz des Laisser faire totgeschlagen. D. Red.

Korn ward vor dem Kloster gebaut, nachdem man den Wald ausgerodet.

Neben den mehrfachen Grasarten sind es besonders noch der Buchweizen, die Hülsenfrüchte und die Kartoffel, welche als Nährpflanzen hier zu nennen sind. Den Buchweizen finden wir in Deutschland zuerst gegen Ende des 15. Jahrhunderts genannt. Die 1594 in Lübeck erschienene plattdeutsche Bibel spricht nämlich Jes. 28. 25 von „boekwete“, ein Beweis, daß diese Pflanze damals schon die deutsche Flora bereichert hatte. Angenommen wird, daß diese Pflanze aus Zentralasien stammt; zur Zeit der Kreuzzüge wurde sie in das südöstliche Europa eingeführt, von wo sie durch den Seehandel über Venedig und Antwerpen über das übrige Europa verbreitet wurde. Der Buchweizen, auch Heidekorn, führt ersteren Namen nach der Aehnlichkeit seiner Körner mit der Buchecker. Die zweite Benennung soll eigentlich Heidekorn bedeuten, woraus man folgern will, daß uns das Korn von den Heiden überliefert wurde. Unter diesen „Heiden“ werden die Zigeuner verstanden, die im 15. Jahrhundert sehr zahlreich Mitteleuropa überschwebten. Sicherer ist indes darüber nicht festgestellt, und heute sind es besonders die Landbewohner des nördlichen Deutschlands und Rußlands, welche diese Pflanze kultivieren, und ihnen ist der Buchweizen von derselben Wichtigkeit, die der Mais im südlichen Europa beansprucht.

Die Kultur der Hülsenfrüchte, die für manche Gegenden dieselbe Wichtigkeit haben, wie für andere Länder die mehrhaltigen Grasarten, reicht bis ins graue Altertum zurück. Die Bohne wird schon von Herodot und von Homer, wie auch im alten Testamente genannt, und die Pfahlbautenbewohner der Schweiz bauten gleichfalls diese Frucht schon an. Es steht nicht fest, wann sie nach Deutschland kam, doch wird unter den Ackererzeugnissen unseres Landes im 9. Jahrhundert die Bohne schon erwähnt. Auch Linse und Erbse haben schon eine alte Kultur. Darwin nimmt an, daß unsere gewöhnliche Erbse in der in Südeuropa vorkommenden wilden Felderbse ihre Urform hat, während andere sie dem mittleren Asien zuweisen. Hier hat auch die Linse ihre Heimat, die, im Altertum schon allen Völkern des Orients bekannt, von dort nach Italien und von diesem nach Deutschland gelangte. Auf das Alter der Linsenkultur weist auch das bekannte Linsengericht Glaus im alten Testamente hin. In Griechenland war die Linse eine so gewöhnliche Volksspeise, daß die Reichen aus diesem Grunde verschmähten, davon zu essen, und es von der Vergangenheit eines Emporkömmlings hieß: „früher, als er noch Linsen aß.“

Es ist nicht festgestellt, ob Deutschland die Erbse zuerst vom Balkan oder von Italien erhielt. Nach England wurde sie durch Holländer eingeführt, und auch in Deutschland, wo die Kultur der Erbse im Mittelalter unbedeutend war, wurde sie durch Niederländer weiter ausgedehnt. Als grünes Gemüse kam die Erbse zuerst in Frankreich unter Ludwig XIV. auf, während, wie wir gesehen, sie getrocknet schon im Altertum Volksspeise geworden war.

Bildeten bis zum 17. Jahrhundert neben Brod und Milchspeisen die Hülsenfrüchte ein Hauptnahrungsmittel in Deutsch-

land, so wurden dieselben um diese Zeit nach und nach durch ein Geschenk Amerika's, durch die Kartoffel stark in den Hintergrund gedrängt.

Die Heimat der Kartoffel ist das Hochgebirge Amerika's, wo sie nicht nur in Chili und Peru, ihrem ersten Fundorte, sondern auch in Nordamerika, in den Gebirgsketten Arizona's, bis zu einer Höhe von 12 000 Fuß gedeiht. In Peru ward diese Pflanze schon unter den Inka's vor Eintreffen der Spanier auf dem Hochplateau der Kobilieren sorgfältig angebaut, und hier lernten die spanischen Eindringlinge diese Frucht kennen. Zwischen 1560 und 1570 ward sie nach Spanien gebracht, und von hier aus gelangte sie rasch nach Portugal, Italien und Burgund. Wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Trüffel nannte man sie in Italien Taratuffoli, Tartuffoli, woraus durch Corruption das deutsche: Kartoffel, entstand.

Im Jahre 1565 wurde die Kartoffel durch einen Sklavenhändler, John Hawkins, nach Irland gebracht, welcher sie als Schiffsproviand in Santa Fe erhalten hatte. In England wurde sie 1584 durch Sir Walter Raleigh, der sie aus Virginien mitbrachte, eingeführt. Zwei Jahre später ward sie auch durch den Freibeuter und „Seehelden“ Franz Drake nach England gebracht, und dieser bemühte sich um die Verbreitung der Frucht in solcher Weise, daß man lange dafür hielt, er sei der erste gewesen, der die Kartoffel nach Europa brachte. Im Jahre 1596 wurde die neue Pflanze durch den englischen Botaniker J. Gerard, der Saatkartoffeln von Drake erhalten hatte, kultivirt und als *Batata virginiana* beschrieben. Außerordentlich förderlich für den Anbau der neuen Frucht wirkten die englischen Bürgerkriege, und zwar, weil die Soldaten alles zerstörten, was sie in Feindesland antrafen, sich aber nicht die Mühe nahmen, ein Kartoffelfeld umzuwühlen, und auf diese Weise der Landmann eine gewisse Sicherung seiner Arbeit im Kartoffelbau hatte. Ueberhaupt wirkten alle Kriege — in Deutschland besonders der 30jährige — auf die Ausbreitung des Kartoffelbaues hin. Schon 1588 pflanzte der niederländische Botaniker Clusius, der sie aus England erhalten, die Kartoffel als Seltenheit und trug später viel zu ihrer Ausbreitung in Holland bei. Im selben Jahre gelangte die neue Frucht aus den spanischen Niederlanden nach Wien, wo sie in den kaiserlichen Gärten angepflanzt wurde. Clusius schreibt 1601, daß in Italien die Kartoffel schon so reichlich gebaut werde, daß man sogar die Schweine damit füttere.

Auch Frankreich wurde durch Vermittlung Englands mit dem neuen Knollengewächs bekannt. Doch wurde die Pflanze hier lange nur wenig angebaut, sodaß sie im Jahre 1616 noch als große Seltenheit auf der königlichen Tafel galt.

Aus einigen Gegenden Deutschlands wird um 1613 berichtet, daß der Anbau der Kartoffel schon „gar gemein“ sei. Größere Bedeutung als Nahrungsernte erlangte sie indes erst während und nach dem 30jährigen Kriege. 1640 kam sie nach Hesse-Darmstadt und Westphalen, und nach Braunschweig 1647. Im selben Jahre führte sie der Bauer Hans Nagler ins Voigtland ein, und drei Jahre später gelangte, sie auch nach Berlin.

Erst Anfangs des vorigen Jahrhunderts erlangte bei uns der Kartoffelbau größere Bedeutung, aber immer noch gab es Gegenden, in welchen die Pflanze unbekannt blieb. So kamen erst 1708 Kartoffeln aus Schottland nach Mecklenburg. Noch drei Jahre später wurde sie durch den Waldenser Antoine Jugnot aus Irland nach Würtemberg gebracht, und erst 1716 fand man sie in Bamberg, Bayreuth und in Baden auf Aedern angebaut. Nach Sachsen kam sie 1717 aus Brabant durch den Generalleutnant v. Millau. Im Jahre 1738 schenkte Friedrich Wilhelm I. dem berliner Krankenhause einen Komplex Landes unter der Bedingung, daß darauf für Arme und Kranke Kartoffeln gebaut werden sollten. Erst im Jahre 1740 kam diese Frucht auf die schwäbische Alb. Besonders die Hungerjahre von 1745 und später 1793 trugen viel zu ihrer Verbreitung bei. Nach Griechenland wurde sie gar erst durch die Baiern eingeführt, die im Gefolge des bairischen Prinzen, der den griechischen Thron bestieg, dorthin gelangten.

In neuerer Zeit ist die Kultur der etwa 2000 Arten zählenden Kartoffel etwas eingeschränkt worden durch die sogenannte Kartoffelkrankheit, die 1746 zuerst im Odererzgebirge beobachtet wurde. Im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts trat diese Krankheit verschiedentlich im Erzgebirge, in Süddeutschland und Hannover auf, doch erlangte sie erst 1843 weitere Verbreitung. Seit 1846 ist sie der Hauptfeind der Kartoffelkultur, die in Deutschland ihren Hauptsitz hat. Auf jeden Einwohner produziert Deutschland gegenwärtig etwa 6,6 Hektoliter Kartoffeln.

Die Regierungen gaben sich große Mühe, s. Z. die Kartoffel in ihre Staaten einzuführen, stießen dabei aber überall auf ganz energischen Widerstand seitens der Landbauer. Es scheint beinahe, als ob ein gewisser Instinkt das Volk vor der Ausbreitung der neuen Frucht warnte. Besonders war es auch die Geistlichkeit, welche gegen den Anbau der „Teufelswurzel“, wie sie die Pflanze nannte, zu Felde zog. Bei dieser lag freilich ein sehr erklärlicher Grund für ihre Feindschaft gegen die „Teufelswurzel“ vor. Sie bekam nämlich von der Kartoffel keine Zehnten, und das war die Veranlassung, daß die Priesterschaft gegen den Anbau der Pflanze war. Der Zehnte wurde nämlich erhoben als großer Zehnten, der von Getreide und Wein, als kleiner Zehnte, der vom Gemüsegarten und als Blut- oder Fleischzehnte, der vom jungen Vieh bezahlt werden mußte. Die Bibel sagt, daß der Zehnte zu erheben sei vom „Samen des Landes“ und von den „Früchten der Bäume“; hierunter konnte man aber die Kartoffel nicht rangiren, und doch wollte sich die Geistlichkeit ihr Einkommen nicht gern schmälern lassen. Schon 1694 brachen bei Hof Streitigkeiten über Erhebung der Kartoffelzehnten aus, und ein Jahr später erschien in Baden die erste Verordnung über Regelung des Kartoffelzehnts. Der Widerstand der Geistlichkeit befestigte auch die Bauern in ihrem ohnehin vorhandenen Widerwillen gegen den Kartoffelbau. Nicht nur, daß sie diesen selbst verschmähten, auch andere wurden am Bauen verhindert. In Berlin sträubte sich die Einwohnerschaft zehn Jahre lang, die Kartoffel, die ihnen „die Weisheit der Obrigkeit“ ausdrang, auch nur zu genießen. In Preußen wurde durch Friedrich II. der Anbau bis zu einer gewissen Ausdehnung jeder Gemeinde zur Pflicht gemacht. Als das nichts half, mußte Militär nachhelfen, und in Pommern, Schlesien und der Mark wurden den Bauern, die der Kartoffelbau-Verordnung nicht folgten, Dragoner solange ins Quartier gelegt, bis sie nachgaben. In Frankreich bemühte sich ein gewisser Parmentier besonders, den Kartoffelbau zu fördern. Er schrieb Bücher und hielt Reden, worin er den Landleuten die angeblichen Vortheile des Kartoffelbaues klar zu machen suchte. Es half aber nichts; die „dummen“ Bauern entgegneten ihm, die Kartoffel sei kaum für die Schweine genießbar, wievielweniger für die Menschen. Jetzt soll, wie erzählt wird, Parmentier zu einer List gegriffen haben. Er ließ um Paris herum Land mit Kartoffeln bepflanzen, und als die Erntezeit herantam, bekannt machen, daß bei schwerer Strafe sich niemand unterfangen solle, nur eine Knolle der Frucht zu entwenden, dieselbe sei ausschließlich für den königlichen Hof und „einen hohen Adel“ bestimmt, und für den „gemeinen Mann“ zu kostbar. Die ausgestellten Feldhüter schliefen des Nachts, und jetzt sollen die Landleute sich von der Frucht geholt, und sie gleichfalls angepflanzt haben. Diese Anekdote wird aber sehr verschieden erzählt, und ist darnach ihr historischer Wert zu bemessen. Noch 1844 sah in Rußland, um den Kartoffelbau zu fördern, die Regierung sich veranlaßt, Prämien für diesen auszusetzen, und dort begegnet noch heute derselbe dem Widerstand der Bauern. Ein wie richtiges Gefühl die Landbevölkerung mit diesem Widerstande bekundete, werden wir in folgendem sehen:

Physiologen und Kulturhistoriker sprechen lehrreich genug über den Einfluß von Speise und Trank auf den Einzelnen wie auf ganze Völker, und wir dürfen bestimmt behaupten, daß der Einfluß der Kartoffel dort, wo sie ganz oder doch beinahe ausschließlich als Nahrungsmittel gilt, ein sehr verderblicher gewesen ist.





Einer der zur Ernährung wichtigsten Pflanzenstoffe ist das Amylum oder Stärkemehl. So, wie wir dieses Stärkemehl als Nahrungsmittel zu verbrauchen pflegen, ist es meist mit anderen Stoffen, die gleichfalls zur Ernährung wichtig sind, gemischt, und zwar kommen hier hauptsächlich die stickstoffhaltigen Stoffe, wie Kleber, Legumin u. s. w. in Betracht, auf deren größeres oder geringeres Vorkommen die Ernährungsfähigkeit der betreffenden Pflanzen mit beruht. Von den stärkemehlhaltigen Nahrungsmitteln haben nun dieses günstige Mischungsverhältnis hauptsächlich die Getreidepflanzen — besonders Weizen, Roggen und Gerste — und die Hülsenfrüchte. Beim Weizen verhalten sich nach Liebig die stickstoffhaltigen zu den stickstofffreien Substanzen wie 10:46, in Roggen und Gerste wie 10:57. Beim Brode ist das Verhältnis des hinzugesetzten Wassers halber ein wesentlich anderes. Bei den Hülsenfrüchten — Erbsen, Bohnen und Linjen — ist das Verhältnis der stickstoffhaltigen zu den stickstofffreien Substanzen wie 24:100, und diesem Umstande verdanken die Hülsenfrüchte ihre große Nährkraft. Werden sie in Verbindung mit fettreichen Nahrungsmitteln genossen, so zeigen sie sich vor allem geeignet, den Körper selbst bei schwerer körperlicher oder geistiger Arbeit gesund und kräftig zu erhalten.

Ganz anders aber bei der Kartoffel. Dieselbe enthält von nahrhaften Stoffen größtenteils Stärkemehl, und auf 100 Gewichtsteile nur etwa 6—8 Teile stickstoffhaltiger Stoffe. Dieses Verhältnis ist bei dem Reis ein ebenso ungünstiges, vor diesem aber hat die Kartoffel noch den Nachteil, daß bei ihrem Genuß große Mengen Zellstoff (Cellulose) in den Magen geführt werden, die bei der heutigen Zubereitung unserer Speisen unverdaulich sind. Wenn nun ein arbeitender Mann die für ihn erforderlichen Mengen stickstoffhaltiger Körper, welche er sich in 614 Gramm Ochsenfleisch verschafft, in Kartoffeln decken sollte, so müßte er in runder Zahl 10 Kilo Kartoffeln täglich zu sich nehmen. Da dies nicht möglich ist, so sieht man hieraus, wie die Ernährung von Leuten beschaffen ist, die allein auf Kartoffeln angewiesen sind. Molechott behauptet, daß derjenige, welcher sich 14 Tage lang ausschließlich von Kartoffeln nähren

wollte, nicht mehr imstande sein würde, sich die Kartoffeln zu verdienen.

Die Kartoffel hat dort, wo sie Einfluß gewann, mehr die Gesellschaft beeinflusst, als Kriege und andere gewaltsame Kämpfe es jemals hätten tun können. Am besten sehen wir dieses im Erzgebirge, einem Teil von Schlesien und in Irland, wo die Kartoffel Hauptnahrung geworden ist. An der Armut und dem grenzenlosen Elend dieser Gegend trägt die Kartoffel ein gut Teil Schuld mit. Die Leichtigkeit, mit der diese Frucht angebaut, der Massenertrag, den der Anbau liefert, machten es möglich, daß eine größere Anzahl von Menschen, als vorher, auf einem gegebenen Raume leben — leben nein, existieren konnte. Die Lebenshaltung des Volkes ward hinabgedrückt und — billige Arbeitskraft geschaffen. Das war der vielleicht nicht bewußte Zweck, als die Regierungen so energisch für die Ausbreitung des Kartoffelbaues eintraten. Eine abnorm große Sterblichkeit, zahlreiche Erkrankungen, Degeneration der ganzen Bevölkerung, das ist der Preis, mit dem diese billige Arbeitskraft bezahlt wurde.

Von den wenigen Kulturpflanzen, die wir Amerika verdanken, und von denen die wichtigsten der Tabak, der Mais und die Kartoffel sind, haben die beiden letzten, wie wir gesehen, wenig zur Glückseligkeit des Menschen beigetragen. Darwin meint, daß von den vielen tausenden Pflanzen Amerikas nur deshalb so wenig kultiviert wurden, weil jene Pflanzen, die bereits seit Jahrtausenden der Kultur unterworfen, durch die lange Zucht so veredelt sind, daß die erst später der modernen Kultur zugänglich gemachten amerikanischen Pflanzen mit jenen älteren Kulturpflanzen in bezug auf ihren Nutzen für die Menschheit nicht konkurrieren konnten. Sollten der Mais und die Kartoffel nicht nur deshalb das Uebergewicht der älteren Pflanzen, besonders des Getreides und der Hülsenfrüchte, überwunden haben, weil durch ihren Anbau die Lebenshaltung des Volkes heruntergedrückt, billige Arbeitskraft geschaffen wurde und so die maßgebenden Gewalten in Staat und Gesellschaft ein Interesse daran fanden, den Bau dieser Pflanzen zu fördern?

Moderne Schicksale.

Novelle von Carl Görlitz.

(5. Fortsetzung.)

„Sehen Sie,“ rief Mistreß Jonston und hielt dem Baron das geöffnete Medaillon mit dem Bilde ihres Vaters hin, „meines Vaters Willen habe ich ausgeführt bis diesen Tag, bis diese Stunde! Meinem Vater bin ich in ein fremdes Land gefolgt, seinem Wunsch und Rat nachkommend, reichste ich einem ungeliebten Manne die Hand am Altar, zu seinem Troste und um ihm Beruhigung zu verschaffen, kam ich hierher, sein Recht geltend zu machen, immer alles für ihn, nichts für mich!“ Sie hielt inne, und ihre Tränen flossen reichlicher, als sie fast unhörbar hinzusetzte: „Als höchstens den Schein der Schande!“

„Verzeihen Sie mir,“ bat er leise, „daß mein Ungestim Ihnen freudlose Bilder zurückruft und Sie veranlaßt, mir eine traurige Vergangenheit zu enthüllen!“

„Sie brauchen Sich nicht zu entschuldigen,“ fuhr sie fort, „daß Sie in mir Erinnerungen wecken, die mir trotz alledem lieb sind, denn sie zeigen mir die erfüllte Pflicht, und ich werde meines Vaters Willen, ohne zu murren, bis zum Ende durchführen! Von Ihnen, Herr Baron, erbitte ich nur, daß Sie nie wieder mir gegenüber Punkte berühren, die außer dem Geschäftskreise liegen.“

„Niemals wieder?“ fragte er langsam und konnte dabei den Gedanken nicht los werden, daß sie ohne Liebe und halb gezwungen einem Manne einst die Hand gereicht hatte.

„Nein,“ entgegnete sie, ohne direkt auf seine Frage zu antworten, „wir beide dürfen nur an das Geschäft denken; hatte ich doch fast den eigentlichen Grund vergessen, weshalb ich Ihre Begleitung erbat!“

Mit der alten Ruhe und Sicherheit ging sie an einen Koffer, öffnete denselben und nahm die rote Mappe heraus.

„Darf ich Sie bitten, an meiner Seite Platz zu nehmen?“ sagte sie.

Er folgte nach stummer Verneigung dieser Aufforderung.

Ehe eine Viertelstunde vergangen war, kannte der Baron den Geschäftsvertrag, welchen Senger einst mit dem Vater der Mistreß Jonston abgeschlossen hatte, sowie alle späteren Konsequenzen desselben. —

Während derselben Zeit war Senger durch die Straßen hin und her geirrt. Nur mit seinen Plänen für die nächste Zukunft beschäftigt, beachtete er die Grüße verschiedener ihm be gegnender Bekannten nicht, bemerkte ebensowenig, daß herabsprizender Kalk eines Neubaus seinen Paletot beschmutzte und sah sich plötzlich an einem großen Torplatz.

Er ging in eine an diesem Platz gelegene Konditorei. Man hatte in den Vorgarten allerdings schon Tische und Stühle gestellt, aber dieselben waren der frühen Jahreszeit wegen noch nicht von Gästen besetzt.

Auch die Glashalle vor dem Hause war leer, die Gäste hatten trotz des hellen Märzsonnenscheins den Aufenthalt in den inneren Lesefabinets vorgezogen.

Senger suchte die Einsamkeit, um ungestörter nachdenken zu können, deshalb trat er in die Glashalle ein.

Ein Garçon brachte ihm auf sein Verlangen Abjynt und Zeitungen.

Senger mischte den Abjynt mit dem Inhalt einer Wasser-

karaffe und leerte dann den Pokal, der die berauschte Flüssigkeit enthielt, fast bis auf die Reige aus.

Mechanisch hielt er eine Zeitung in Händen und bemerkte nicht, daß sie vom gestrigen Tage war; sein Geist war zu sehr mit andern Dingen beschäftigt.

Der Absynt tat seine Wirkung, die schnellere Zirkulation des Blutes erhöhte die Tätigkeit seines Gehirns, die Phantasie gaukelte Bild auf Bild ihm vor, aber rastlos folgten sich diese Phantome in flüchtiger Jagd; keins davon suchte er zu halten, da keines seinen Plänen dienen konnte.

Er hatte eine Frau zu bekämpfen und er war ein Mann; er fühlte seinen Nachteil, suchte nach Hilfstruppen und konnte keine entdecken. Sein Blut, durch Nachdenken und Absynt zugleich gereizt, erhitzte sich immer mehr, er erhob sich, warf die Zeitung fort und trat an die vordere Seite der glasbedeckten Veranda. Er öffnete eins der Fenster und sog die hereinströmende sonnige Frühlingsluft behaglich ein.

Draußen jenseits des Gitters stand auf dem Trottoir ein Frauenzimmer. Es war eine jener Proletarierinnen, deren Vergangenheit und Zukunft mehr als jedes andere Lebensschicksal dem Zufall seine Färbung verdankt. Sie werden auf der hohen See des Lebens, die in einer Weltstadt wie Berlin mehr brandet als anderswo, willenlos umhergeschleudert.

Das Körbchen am Arm der draußen stehenden Frauensperson ließ keinen Zweifel über ihre Beschäftigung. Sie war eine Blumenverkäuferin. Ihr Korb war mit duftigen Weilchensträußchen gefüllt, deren Stiele zierlich in Silberpapier gewickelt waren.

Sie hatte den eleganten Herrn am Fenster der Glashalle kaum erblickt, als sie durch das Gitter in den Vorgarten trat und sich der Veranda näherte.

Senger bemerkte sie garnicht; erst als sie ihm einen ihrer Weilchensträuße zum Kauf anbot, wurde er auf sie aufmerksam. Trotz der schlechten, unordentlichen Kleidung fiel ihm der junonische Wuchs der Person auf, ebenso ihr intelligentes, scharf markirtes Gesicht, auf dessen Stirn wirre dunkle Haare salopp niederfielen. Ganz besonders aber interessirte ihn das Auge des Weilchenmädchens, das den Blick fest auf ihn gerichtet hielt. Er war Menschenkenner genug, um sogleich zu wissen, was für Charaktereigenschaften und physische und psychische Fähigkeiten im Hintergrunde solchen Blickes schlummerten. Sie mußten nur geweckt werden. Den größten Vorteil hat stets derjenige, der eines andern Fähigkeiten sich dienstbar zu machen versteht.

Das bedachte Senger, als er das Weilchenmädchen von der Höhe der Veranda musterte.

Das Mädchen mißverstand seine Absicht völlig und lächelte ihn an. Er lächelte auch, aber in sich hinein; seine Züge blieben kalt und unbeweglich.

„Ach, gnädiger Herr,“ klagte die Blumenhändlerin mit wirklich herzergreifendem, rührenden Tone in der Stimme, „bitte, mir ein paar Weilchen abzulaufen!“ Dabei streckte sie die Hand mit einigen Bouquets hoch und fuhr dann flehend fort: „Nur eine Mark für zwei Sträuße! Mein Vater ist tot und meine Mutter seit langer Zeit krank, dazu noch vier kleine Geschwister daheim! Ich muß uns alle mit dem Blumenhandel erhalten; Sie können Sich nicht denken, wie schwer es mir wird, mir ehrlich mein Brot zu erwerben!“

„Gut auswendig gelernt,“ dachte er bei sich, „und ganz mit dem erforderlichen Tone vorgetragen!“

Er war völlig überzeugt, daß er ein Talent im Bettlerkleide vor sich hatte und beschloß, die Probe zu machen, ob es sich für ihn nutzbar zeigen würde.

„Sind denn die Weilchen frisch?“ fragte er kurz.

In diesen Worten lag eine indirekte Antwort, daß er von den Blumen kaufen wollte.

Sie faßte es auch so auf, denn sie beteuerte, daß der gnädige Herr sich davon überzeugen könnte und wandte sich nach der Treppe um, die zu der Veranda hinaufführte. Letztere war zu hoch, als daß sie die Weilchen ihm von unten reichen konnte, sie mußte dazu selbst in die Halle hinaufkommen.

Es dauerte kaum eine Minute, bis das Weilchenmädchen in die glasbedeckte Veranda trat. Aber so kurz dieser Zeitraum auch gewesen war, er hatte für Senger genügt, sich den Siegelring vom Zeigefinger zu streifen und denselben auf einen der nahestehenden kleinen Tische zu legen.

Die Blumenverkäuferin trat ein. — —

Senger saß bereits wieder auf seinem vorigen Platz, nahm der Eintretenden zwei Weilchensträuße ab, reichte ihr dafür ein Markstück und blickte dann, als ob jene garnicht mehr für ihn da wäre, in seine Zeitung.

Das verwirrte sie, denn sie hatte geglaubt, daß er mit ihr sprechen würde.

Vermutlich waren die Weilchensträuße nur das bunte Schild für eine doppelte Firma.

Da er aber gar keine Miene machte, das Interesse von seiner Zeitung auf sie zu übertragen, so ging sie langsam der Thür wieder zu, indem sie noch immer von ihm zurückgerufen zu werden hoffte.

Plötzlich stockt ihr Fuß!

Was blitzt da vor ihr auf dem Tisch, neben dem sie gerade vorbeigeht? Sie sieht schärfer hin, ein prachtvoller Ring schimmert ihr mit funkelnem Glanze entgegen, — niemand beobachtet sie, — ein kühner, geschickter Griff, dem man es ansieht, daß er nicht Erfindungsarbeit ist, — und das kostbare Kleinod ist in ihrer Tasche verschwunden.

Instinktmäßig beschleunigt sie jetzt den Schritt und steht bereits an der offenen Thür, als sich eine Hand wie eine eiserne Klammer auf ihre Schulter legt.

Entsetzt steht sie wie gebannt.

Senger, der im an der Wand hängenden Spiegel jeder ihrer Bewegungen mit den Augen eines Luchses gefolgt war, stand nach raschem Sprunge neben ihr.

„Halt, mein Kind!“ höhnte er, „nennst du das auch ehrlich dein Brot verdienen?“

Sie stieß einen Schrei aus, weniger aus Schreck, sich entdeckt zu sehen, als vor Entsetzen über das dämonische Behagen, das in dem Tone seiner Stimme und im Ausdruck seines Gesichts lag.

Auf diesen Schrei kam der Garçon, der Senger vorher den Absynt gebracht hatte, aus dem Büffetzimmer. Er fragte nach der Ursache des Schreies.

„Die Dirne ist eine Diebin!“ lachte Senger, „ha, ha, ha! Das war ein lustiges Gaunerstückchen!“

Auch der Herr des Etablissements erschien, von dem Lärm angelockt, jetzt in der Thür.

„Herr, wahrhaftig nicht!“ beteuerte das Mädchen und suchte sich von Senger los zu machen, was ihr aber nicht gelang.

„Du, läge nicht!“ drohte Senger, „in dem Spiegel dort sah ich zufällig hinter meiner Zeitung hervor, daß du einen goldenen Ring vom Tische nahmst!“

„Welche Frechheit!“ rief der Konditor und sah ängstlich in das Innere seines Etablissements, ob auch nicht einige der dort sitzenden Gäste diesen ärgerlichen Auftritt bemerken möchten.

Das Weilchenmädchen beteuerte seine Unschuld.

„Es war mein Ring,“ fuhr Senger fort, ohne sich von diesen Unschuldsbeteuerungen beirren zu lassen, „ich hatte ihn abgelegt, weil er mir etwas zu eng ist und mich beim Halten der Zeitung genirte. Da ich den Platz gewechselt hatte, wäre ich meinen Verlust zu spät gewahr geworden, wenn nicht der Spiegel mir den Diebstahl verraten hätte!“

„Sie muß ins Gefängnis!“ rief der erboste Kafetier.

„Das ist ihr gewiß,“ setzte Senger hinzu.

Das Weilchenmädchen sah die Hoffnungslosigkeit des Zeugens ein und legte sich aufs Bitten.

„Machen Sie nicht Lärm um solche Kleinigkeit! Ich bitte Sie,“ flehte die Dirne, „lassen Sie mich los!“

Dabei faßte sie in die Tasche, zog den gestohlenen Ring heraus und gab denselben an Senger zurück.

„Nichts da! Solche Vögel wie dich läßt man nicht wieder fliegen.“

Der Kafetier schloß sich diesen Worten Sengers an und gab dem Garçon Befehl, einen der Polizeibeamten vom Plaze zu holen, damit dieser die Diebin arretiren möchte.

Mit dem Ringe zugleich hatte die Person ein gefaltetes Papier aus der Tasche gezogen, welches sie nun an Senger reichte.

„Barmherzigkeit!“ flehte sie weiter, „sehen Sie hier meinen Gewerbechein, daß ich mir ehrlich meinen Lebensunterhalt verdiene! Vergeben Sie mir, was ich getan, die Versuchung war zu groß!“

Senger entfaltete das Papier und sah hinein. Es war wirklich ein Gewerbechein, der die Inhaberin desselben, Lea Berthold, ermächtigte, im Bezirk der Stadt Blumen verkaufen zu dürfen.

Senger, der den Kellner durch einen Wink von dem Holen eines Polizeibeamten zurückgehalten hatte, faltete Leas Gewerbechein zusammen und steckte ihn in seine eigene Tasche.

Jetzt war sie ihm ganz verfallen.

Der Kafetier wiederholte seine Absicht, einen Polizisten herbeirufen zu lassen.

„Nicht doch,“ erwiderte Senger hierauf, „wozu ein Aufsehen erregen, das Ihre übrigen Gäste erschrecken könnte! Ich werde die Person selbst zur Polizei führen!“

Damit war der Herr des Etablissements vollkommen einverstanden, da es in seinem Interesse lag, die Sache zu verbergen.

Senger nahm seinen Hut, warf die Bezahlung für den genossenen Absynt auf den Tisch, rief dem zitternden Mädchen ein energisches „Voran“ zu und verließ mit demselben das Lokal.

Er folgte ihr auf dem Fuße, und als sie Miene machte, seitwärts zu entspringen, hielt er sie fest und raunte ihr in das Ohr:

„Kein Fluchtversuch, sonst laß ich dich auf offener StraÙe verhaften; auch hülf dir keine Flucht, bedenke, daß ich den Schein mit deinem Namen in der Tasche trage!“ Dabei bezeichnete er ihr den Weg. Sie seufzte und gab sich verloren.

Kraftlos und willig ging sie voran.

„In dieses Haus hinein!“ befahl er plötzlich.

Scheu sah sie auf.

Das gefürchtete Polizeischild war nicht an der Haustür zu sehen.

Beide traten ein.

„Die Treppe hinauf!“

Auf diesen Befehl Sengers gehorchte sie stillschweigend. Eine seltsame Gewalt, die von diesem ihr furchtbaren Manne ausging, beherrschte sie vollständig. Sie fühlte sich ganz in seiner Macht und wagte ihm gegenüber keinen Willen mehr zu haben.

Als beide das erste Stockwerk des Hauses erreicht hatten, standen sie vor einer Thür, auf deren Messingschild der Name: „Agent Vorberg“ eingravirt war.

Dort zog Senger die Klingel.

Die Thür öffnete sich, und er führte das unglückliche Weibchenmädchen, das in die von ihm aufgestellte Falle gegangen und dadurch von ihm abhängig geworden war, in die Wohnung seines Agenten.

9. Ein Frauenkomplott.

Im Theelen'schen Hause herrschte die größte Aufregung. Leopoldine hatte, solange sie verheiratet war, einen solchen Tag noch nicht erlebt.

Als sie sich nach der durchschwärmten Ballnacht ziemlich spät vom Lager erhoben hatte, war sie nicht wenig erstaunt, zu hören, daß ihr Gemahl, ohne das Frühstück zu nehmen, bereits das Haus verlassen hätte.

Das war durchaus gegen seine Gewohnheit; mehreremale schickte sie in das Komptoir hinab und ließ sich erkundigen, ob er noch nicht zurückgekehrt sei.

Stets erfolgte eine verneinende Antwort.

Ihr Erstaunen wurde Kumut und ging zuletzt in lebhaft

Besorgnis über. Es bemächtigte sich ihrer eine nervöse Unruhe und trieb sie aus einem Salon in den andern.

Die Mittagsstunde schlug, und er war noch immer nicht da.

Sie hatte zu verschiedenen Bekannten geschickt und Nachfrage halten lassen, aber von niemanden war ihr Gatte gesehen worden.

Man trug das Essen auf, sie ließ es unberührt.

Da wurde die Hausglocke gezogen und gleich darauf der Kommissionär aus Mohrmanns Hotel gemeldet.

Leopoldine vergaß sich in ihrer Aufregung soweit, daß sie dem Manne bis in das Vorzimmer entgegengelie. Sie empfing von ihm die Kunde, daß ihr Gemahl heute im Hotel speisen würde.

Dabei wäre nun nichts Auffälliges gewesen, denn das war schon öfter vorgekommen, aber die Art und Weise, wie er heute fortblieb, beunruhigte sie und spornte ihr sonst schwer zu erregendes Nachdenken an.

Wohnte denn nicht jene Fremde, die gestern Abend den rätselhaften Krankheitsanfall in ihrem Hause bekommen und fast den Ball gestört hatte, in jenem Hotel? Ja, sie irrte sich nicht, das hatte ihr die Justizrätin Harder mitgeteilt. Sollte zwischen jener fremden Dame und ihrem Gatten irgend eine geheime Beziehung stattfinden? Das schien Leopoldinen zuerst unmöglich, und doch lehrte ihr immer wieder dieselbe Vorstellung zurück.

Als die Dämmerstunde hereinbrach und Senger noch immer nicht heimgekommen war, wurde sie vor Unruhe und Aerger so unwohl, daß ihre Kammerjungfer, ohne daß Leopoldine es wußte, zum Hausarzt sandte.

Als dieser erschien, wurde er sehr übel empfangen und kurz abgewiesen mit dem Bemerkten, daß sie ganz gesund sei und niemand sehen wolle.

Dann folgte eine heftige Szene mit der Dienerin, und alles wurde zuletzt durch einen Ausbruch höchster Aufregung übertroffen, als ein Billet an Leopoldinen von ihrem Gatten ankam, dessen Inhalt in lakonischer Kürze lautete:

„Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß ich vor morgen früh nicht nach Hause komme. Wichtige Geschäfte halten mich auf.“

Sie hatte die Dienerin, welche ihr das Billet überbracht, heftig hinausgewiesen, sich eingeschlossen, und war in Tränen ausgebrochen.

Senger hatte sie bisher durch Schmeicheleien verwöhnt, seine häufigen Abwesenheiten unter den zärtlichsten Abschieden stets bedauert und immer die triftigsten Gründe dafür vorgebracht.

Sie hatte ihm stets geglaubt, denn sie liebte ihn wirklich, und ihre Liebe hatte festes Vertrauen erzeugt.

Das war heute erschüttert worden; sie hatte seine Rücksichtslosigkeit zum erstenmale empfunden, weil er sich heute nicht, wie gewöhnlich, Zeit genommen hatte sie zu täuschen.

Da sich bei ihr aber alles in der Liebe zu ihrem Gatten konzentrierte, so brachte sie auch jedes Vorkommnis mit dieser Liebe in Verbindung. Bis jetzt war sie in ihrem Wahne stets glücklich gewesen, heute empfand sie plötzlich die Qualen heftigster Eifersucht. Dies Gefühl veränderte ihren Charakter, sie trat aus ihrer Passivität heraus, und immer klarer drang der Hang zum Handeln bei ihr durch. Dem angebeteten Gatten konnte sie nicht zürnen, nur ihr, die sie auch in dem Mohrmannschen Hotel wußte und an deren Seite sie den Mann ihres Herzens wählte.

Ein förmlicher Trieb zur Rache erfüllte sie.

Aber wie diese Rache ausführen?

Sie konnte das Chaos ihrer Gedanken, das sie besümmte, nicht ordnen, und nur umso reichlicher flossen ihre Tränen.

Plötzlich erinnerte sie sich der Worte der Justizrätin vom vorigen Abend, und wie diese sie schon damals vor der gefährlichen Fremden gewarnt hatte.

Ja, die Rätin ist ihre beste Freundin, zu ihr will sie eilen, sich dort Rat und Trost in ihrem Kummer holen.

Kaum ist der Gedanke gefaßt, so wird er auch schon ausgeführt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bau des menschlichen Körpers.

Eine anatomisch-physiologische Skizze von Bruno Geiser.

(Fortsetzung.)

Die Leber (hepar, jecur, Fig. 91e) ist die größte Drüse des Wirbeltierkörpers. Sie ist bei Erwachsenen durchschnittlich 12 Zoll lang, wiegt $1\frac{2}{3}$ —2 Kilo und zeigt eine unregelmäßige Eiform.

Bei den Kindern ist sie im Verhältnis zum Körpergewicht größer. Sie liegt oben in der Bauchhöhle, mit ihrem größeren nach oben stumpf abgerundeten Teile auf der rechten Seite dicht



Vagara, Männer einer Arabertribe im Sudan. (Seite 146.)

unter dem Zwerchfell (im rechten Hypochondrium), dessen nach oben gekrümmte Fläche ihre Wölbung bedeckt, so, daß nur ihr nach links gerichteter kleiner zugespitzter Teil die vordere Bauchwand berührt und die vordere Magenfläche zum Teil bedeckt. Nach unten grenzt die Leber an den Pförtnertheil des Magens und an den sich daran anschließenden Zwölffingerdarm, dann an ein Stück des Quergrimmdarms und an die rechte Niere.

Sie ist mit Ausnahme ihres hinteren stumpfen Randes vom Bauchfell überzogen und vorn durch zwei annähernd gleichlaufende Vertiefungen, sogenannte Längsfurchen, in vier Abteilungen, die Leberlappen, geteilt, von denen der große rechte Lappen mehr als die Hälfte der ganzen Leber bildet. Die übrigen bedeutend kleineren Lappen heißen: der kleine linke Leberlappen, der kurze und der Spiegel'sche Lappen.

Die Leber besteht aus einer ungeheuern Anzahl kleiner durch Bindegewebe vereiniger Bläschen, den Gallen- oder Leberzellen, welche einen Durchmesser von $\frac{1}{1000}$ bis $\frac{2}{1000}$ Millimeter haben und eine gallenähnliche Flüssigkeit, sowie einen oder zwei Kerne und Fetttröpfchen enthalten. Mit ihren Flächen sind die Leberzellen zu den Leberzellenbalken, das sind einfache oder doppelte Reihen, verbunden, welche miteinander ein Netz bilden, — worin die Kapillargefäße enthalten sind. Die Kapillargefäße und die Leberzellen zusammen bilden die Leberläppchen oder Leberinseln; ihr Durchmesser beträgt etwa zwei Millimeter, sie haben eckige Gestalt und unregelmäßige, zackige, braunrote Flecken in hellbrauner oder hellgelblicher Umgebung; eine Doppelfärbung, welche von dem Blute der Lebergefäße und der in den Gallengefäßen ausgeschiedenen Galle herrührt.

Die Gallengefäße nehmen als außerordentlich feine Kanälchen (canaliculi biliferi) in der Außenfläche der Leberläppchen ihren Anfang und umspinnen die Leberläppchen in Gemeinschaft mit den feinsten Aestichen der Pfortader (vena porta), des dunkles Blut führenden, dünnwandigen, großen Gefäßes, welches die Venen der meisten Bauchhöhlenorgane aufnimmt, nämlich außer den Venen der Leber noch die der Milz durch die Milzvene, die des Magens durch dessen obere Kranzvene, die des Darmkanals durch die große und kleine Gefäßvene und die der Bauchspeicheldrüse.

Die Pfortader ist die einzige Vene im ganzen Körper, welche — aus einem Kapillarsystem gespeist — noch ein zweites Kapillarsystem bildet. In der Leberpforte teilt sich die Pfortader gabelförmig in zwei Aeste, von denen der rechte sich im rechten und im viereckigen Leberlappen verteilt, während der linke Ast in den linken und in den Spigel'schen Leberlappen ingeht.

Die Pfortaderäste teilen sich dichotomisch (zweiteilig) immer weiter und dringen mit ihren kapillaren Enden in die Mitte der Leberläppchen ein, wo sie sich in zentrale Venen vereinigen, welche die Anfänge der Lebervenen bilden, die ihrerseits das Blut in die große Hohlvene führen, damit es dem rechten Herzventrikel übermittelt wird.

Wie die Pfortader teilt sich auch die Leberarterie, das der Leber frisches Herzblut zuführende Gefäß, vor seinem Eintritt in die Leber in zwei Aeste, die sich dem Laufe der Pfortaderäste anschließen und das Gewebe sowie den serösen Ueberzug der Leber mit ernährendem Kapillarnetz versehen. Die sich aus diesem Kapillarnetz sammelnden Venenanfänge münden nun merkwürdigerweise auch in die kleinen Pfortaderästchen und nicht in die Lebervene, so daß das Blut der Leberarterie gewissermaßen auch einen doppelten Kreislauf durch zwei Kapillarsysteme hindurchmachen muß.

Die in den Leberzellen mit Hilfe des Pfortaderblutes gebildete Galle geht durch die anfangs sehr engen Gallenkanälchen in immer größere Röhren ein, welche sich in einen einzigen großen Schlauch, dem Gallengang, vereinigen, der da, wo die Pfortader in die Leber eintritt, diese verläßt und sich dann in zwei Kanäle spaltet, deren einer in den Zwölffingerdarm führt, während der andere die Leber mit der unter ihr angehefteten Gallenblase verbindet, in der die nicht sofort zur Verwendung gelangende Galle aufbewahrt wird.

Außer der Galle wird in der Leber noch Traubenzucker bereitet, und zwar indem aus der Lebersubstanz sich zunächst eine dem Stärkemehl sehr ähnliche, sogenannte glykogene Substanz bildet, welche durch Gährung in Zucker übergeht. Dieser Traubenzucker wird durch die Lebervenen zum Herzen und von da in die Lungen geführt, wo er mittels des Sauerstoffs verbrannt wird und den Körper erwärmen hilft. Wo der Zucker nicht vollständig verbrannt wird, da geht der Ueberrest in den Harn und es entsteht die unter dem Namen Zuckerharnruhr bekannte Krankheit.

Zu den Anhängen der Verdauungsorgane gehört in letzter Linie die Milz (lien, splen). Dieselbe ist ein weiches, sehr gefäßreiches drüsenartiges Organ, das keinen Ausführungsgang

aufzuweisen hat. Ihre Aufgabe, welche noch bis in die allerneueste Zeit herein unbekannt und der Gegenstand vielfältiger Streitigkeiten war, dürfte nunmehr als in der Neubildung farblos und farbiger Blutkörperchen*) richtig erkannt sein und vielleicht außerdem auch darin noch bestehen, ältere unbrauchbar gewordene Blutzellen untergehen zu lassen.

Die Farbe der Milz ist dunkelbraunrot, ihr Gewicht beträgt ungefähr 250 Gramm und ihre Größe ist etwa die einer Faust von $4\frac{1}{2}$ Zoll Länge, 3 Zoll Breite und $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll Dicke. Ihre obere Fläche liegt im linken Hypochondrium (der Gegend unter den Rippen) dem Rippenende des Zwerchfells an, indes die untere dem Magengrunde zugekehrt ist und an die Bauchspeicheldrüse stößt. In der Mitte dieser unteren Fläche befindet sich eine senkrechte Furche, durch die die Blutgefäße ein- und ausgehen.

Ueberkleidet wird die Milz vom Bauchfell, dem innen eine weißliche derbe Faserhaut anliegt, von der Fortsätze in der Form eines balkenartigen Gerüsts und in der von Gefäßcheiden in das Innere der Milz hineingehen. Zwischen diesen befindet sich das eigentliche Drüsenewebe der Milz, eine dickliche, blaurötliche Masse, pulpa lienis genannt, in der Kerne, Zellen, spindelförmige Kernfasern und Blutkörperchen in verschiedenen Umwandlungsphasen eingebettet sind. Auf den Scheiden der feinsten Arterien sitzen traubenförmig gruppiert die sogenannten Malpighischen Körperchen auf, die ein mit Blutkapillaren durchsetztes Netzwerk darstellen, dessen Maschen mit lymphkörperartigen Zellen ausgefüllt sind.

Noch zwei weitere Drüsen befinden sich in der Bauchhöhle — es sind dies die Nieren. Dieselben haben die Aufgabe, den Harn aus dem Blute auszuschcheiden. Sie sind**) „zwei zu beiden Seiten der Lendenwirbelsäule in der Bauchhöhle symmetrisch gelegene, bohnenförmige Drüsen, welche bei dem Menschen etwa die Größe einer kleinen Faust haben. Durchschneidet man eine solche Niere der Länge nach, so sieht man, daß sie aus zwei wesentlich verschiedenen Substanzen zusammengesetzt ist. Nach außen zeigt sich eine dunklere weiche Lage von Rindensubstanz, von unbestimmt kernigem Ansehen, die nach innen hin in die blasförmige, streifige Marksubstanz übergeht, welche in etwa 12—15 kegelförmige Abteilungen, die sogenannten Pyramiden, geteilt ist. Die Spitzen der Kegele oder die Nierenwärtchen sind alle nach innen, gegen den Mittelpunkt der Niere gerichtet, und enden frei in einem Hohlraum, dem sogenannten Nierenbecken, welches sich unmittelbar in den röhrenförmigen Harnleiter fortsetzt, der jederseits nach unten läuft und in die Harnblase sich öffnet. Untersucht man die Struktur der Niere genauer, so sieht man, daß die Rindenmasse aus einer Anzahl vielfach hin und her gewundener Harnkanälchen besteht, welche allseitig von den Blutkanälchen umsponnen werden. Allmählich sammeln sich diese Harnkanälchen nach innen zu, wobei sie zugleich einen gestreckteren Verlauf annehmen und so das streifige Ansehen der Pyramiden der Marksubstanz erzeugen. Mehr und mehr zusammenmündend öffnen sich endlich die Harnkanälchen an der Spitze der Nierenwärtchen und lassen hier den Harn in das Nierenbecken austreten, von welchem er dann durch den Harnleiter in die Blase abfließt. Die Harnleiter haben ringförmige Muskelfasern, durch deren wurmförmig nach unten fortschreitende Bewegung der Harn in die Blase geschafft wird. Es kommt zuweilen vor, daß bei Individuen mit fehlerhafter Ausbildung der Bauchdecken, infolge ursprünglicher Mißbildung, die Vorderwand der Blase fehlt, so daß man in dieselbe hineinschauen und die Öffnungen der Harnleiter unmittelbar beobachten kann. Man sieht dann, daß die Flüssigkeit aus diesen Öffnungen tropfenweise in Abfällen oder zuweilen auch in feinem Strahle bei stärkeren Zusammenziehungen der Harnleiter hervortritt und sich in der Blase ansammelt, aus der sie bei jedem Zustande nur von Zeit zu Zeit entleert wird.

*) Funke, a. a. O. I, 193.

**) So wie im Folgenden unter Anführungszeichen angegeben schildert sie Vogt, a. a. O. S. 154. Der Anschaulichkeit, Präzision und Kürze der Schilderung wegen gebe ich sie wörtlich wieder.

Von besonderer Wichtigkeit erscheint in der Niere die Gefäßverteilung. Die Nierenarterie, welche jederseits aus der großen Unterleibsschlagader, der Bauchaorta, entspringt, ist verhältnismäßig sehr weit und teilt sich schnell in zahlreiche feine Neze, an denen besondere Gefäßknäuel hängen. Ein jeder solcher Gefäßknäuel, der mit dem bloßen Auge gerade noch als rotes Pünktchen gesehen werden kann, ist von einem einzigen Gefäße gebildet, welches sich in mehrere Zweige spaltet, die sich knäuelartig zusammenvinden und endlich wieder in ein einziges Gefäße sammeln. Dieses aus dem Gefäßknäuel hervortretende Arterienstämmchen löst sich erst einige Zeit nach seinem Austritte in das Haargefäßnetz auf, welches die gewundenen Harnkanälchen umspinnt. Man nennt in der anatomischen Kunstsprache die Auflösung größerer Gefäßstämme in feinere Zweige, die sich wieder zu einem Gefäße von derselben Natur sammeln, Wunderneze. Ein solches Gefäßknäuelchen der Niere ist mit ihm ein Wundernez eines feinen Arterienzweiges, das sich nur durch seine Zusammenknäuelung vor anderen Nezen dieser Art auszeichnet. Merkwürdig ist aber das Verhalten dieser Gefäßknäuelchen zu der Mechanik der Nierenabsonderung. Jeder Knäuel ist dicht von einer feinen häutigen Kapsel umgeben, welche nichts anderes ist, als das blasenförmig angeschwollene Ende eines Harnkanälchens. Es beginnt also jedes Harnkanälchen mit einem hohlen Knopfe, in dessen Höhle ein Gefäßknäuelchen steckt, eine Einrichtung, die sich bei keiner andern Drüse wiederfindet."

Der Harn ist eine bernsteingelbe, durchsichtige und klare Flüssigkeit von bitterlich salzigem Geschmack und eigentümlichem Geruch, der sich beim Erkalten verliert, beim Erwärmen aber wieder bemerklich wird. Er ist etwas weniger schwerer als Wasser; seine Bestandteile gibt folgende Tabelle an, welche die durch zahlreiche Harnanalysen gefundenen Mittelwerte zusammenstellt:

	in 24 Std.	in 1000 Z. Harn.
Harnmenge	1500	—
Wasser	1440	960,0
Feste Stoffe	60	40,0
Die festen Stoffe bestehen aus:		
Harnstoff	35,00	23,3
Harnsäure	0,75	0,5
Chlornatrium	16,50	11,0
Phosphorsäure	3,50	2,3
Schwefelsäure	2,00	1,3
Erdphosphate	1,20	0,8
Ammoniumoxyd	0,65	0,4
Freie Säure	3,00	2,0

Außerdem finden sich im Harn Kohlen- säure, Stickstoff und Spuren von Sauerstoff. Aus obigen Zahlen geht hervor, daß von den im Harn gelösten vorhandenen festen Stoffen der bei weitem wichtigste der Harnstoff ist. Derselbe besteht aus Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff und Sauerstoff und ist das letzte der Verzeugsprodukte

der stickstoffhaltigen Körperbestandteile. Er ist in fast allen körperlichen Flüssigkeiten, insbesondere im Blut und im Chylus zu finden.

Die Harnsäure geht gleichfalls aus den stickstoffhaltigen Körperbestandteilen hervor und ist aus denselben chemischen Elementen (Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff und Sauerstoff) zusammengesetzt, wie der Harnstoff, nur nach andern Verhältnisse als dieser, indem, von andern Verschiedenheiten abgesehen, in 100 Gewichtsteilen Harnstoff dagegen etwa 47 Teile Stickstoff sind. — Ein gesunder Mann scheidet in 24 Stunden durchschnittlich 32 Gramm Harnstoff und $\frac{1}{2}$ bis 1 Gramm Harnsäure aus. Die Menge des Harnstoffs wird beeinflusst zunächst von der Nahrung. Stickstoffreiche Nahrung, wie Fleisch und Eier, vermehren den Harnstoffgehalt. Fette und Kohlehydrate verringern sie. Auch der Genuß von Kochsalz (Chlornatrium) vermehrt den Harnstoff, indes Kaffee, Tee, Bier und Wein ihn vermindern, indem sie den Stoffwechsel verlangamen.

Unmittelbar vor der Hauptmahlzeit ist die Harnstoffmenge am unbedeutendsten; danach steigt sie ungefähr sechs Stunden lang allmählich.

Der Harn der Männer enthält mehr Harnstoff als der Frauen, bei Kindern ist er verhältnismäßig daran reicher als bei Erwachsenen. Bei ganz alten Leuten ist er am harnstoffreichsten. Bei warmer Temperatur ist die Harnstoffmenge geringer. Auch freudige Erregungen steigern sie, Schmerz und Gram verringern sie.

Die Menge des Harns beträgt bei Erwachsenen durchschnittlich 1600 Gramm täglich. Viel Essen vermehrt die Harnmenge, viel Trinken tut es in noch höherem Grade. Alles, was den Stoffwechsel anregt und beschleunigt, steigert die Harnabsonderung, alles, was ihn behindert, vermindert sie.

Nachdem wir uns im Vorangegangenen im Innern des menschlichen Körpers orientirt haben, müssen wir einen Blick auf die äußere Umkleidung desselben werfen.

Die äußere Haut des Menschen (integumentum commune) ist aus drei Schichten zusammengesetzt, von denen die unterste das Unterhautzellgewebe (tela cellulosa cutanea), die mittlere die Lederhaut (corium) und die oberste Oberhaut oder Epidermis heißt. Das Unterhautgewebe stellt gewissermaßen das Polster der Haut vor, indem es aus lockerem Bindegewebe besteht, worin mit Fett gefüllte Zellen gelagert sind. Seine Dike ist in den verschiedenen Lebensaltern und an

den verschiedenen Körperstellen verschieden: am Bauche, am Rücken und an den Schenkeln, wo es Fetthaut genannt wird, kann es 7 bis 20 Millimeter, und wohl auch noch mehr, dick werden, während es am Schädel, am Ohrklappchen, an der Nase

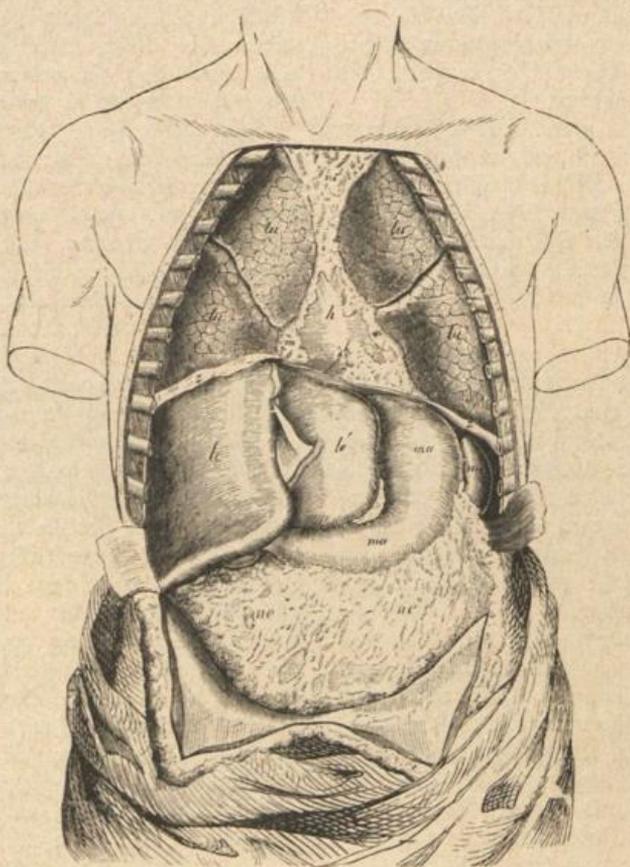


Fig. 9. Eingeweide des Bauches in ihrer Lage.



Fig. 10. Verdauungsorgane.

und Stirn, am Halse, an der Hand, am Fuße, Knie, Ellenbogen nur etwa 3 Millimeter, an den Augenlidern und am inneren und äußeren Teile des Ohres, wo es fettlos ist, aber noch nicht 1 Millimeter stark ist. An manchen Körperstellen ist die unterste Schicht des Unterzellhautgewebes mit der Oberfläche der Knochen- und Knorpelhaut und der Muskeln verbunden; im übrigen liegt es dem unter ihm befindlichen Körper nur lose auf. Ueberall ist es mit Blutgefäßen versehen, die in die darüber liegende Lederhaut eingehen.

Diese ist eine auch aus Bindegewebe gebildete derbe Membran von $\frac{1}{2}$ bis 5 Millimeter Dicke. Sie ist reich an Gefäßen und Nerven und geht mit ihrer unteren weißen netzförmigen und lockeren Lage (pars reticularis) in das Unterzellhautgewebe über. Auf dieser unteren Lage befindet sich eine dichtere Lage von grauröthlicher Farbe (pars papillaris), welche die Hautwärtchen oder Papillen enthält und in der sich die Enden der Gefäße und Nerven ausbreiten.

Die Papillen sind kleine durchscheinende und dehnbare Erhebungen von $\frac{1}{20}$ bis $\frac{1}{3}$ Millimeter Durchmesser, die auf der Oberfläche der Lederhaut mehr oder minder dicht gedrängt und meist sehr regelmäßig gruppiert wirbel- oder spiralförmig verlaufen.

Sie zerfallen in zwei Arten, die Gefäßwärtchen und die Nervenwärtchen. In den ersteren befindet sich nur ein schlingenartig umgebogenes Gefäß, letztere dagegen enthalten eiförmige, tannenzapfenartige Kerne, die sich bei genauester Untersuchung als mit Flüssigkeit oder weicher Masse gefüllte Bläschen darstellen, in denen Nervenfasern frei enden.

Die aus dem Unterzellhautgewebe in die Lederhaut tretenden Blutgefäßstäbchen spalten sich hier in Kapillarneze, die vorzugsweise die Schweißdrüsen und die Talg- oder Schmeerdrüsen umspinnen. Die Gesamtzahl der Schweißdrüsen am ganzen menschlichen Körper beträgt etwa 2 Millionen; auf den Quadrat Zoll der Rückenhaut kommen etwa 400—600, auf dieselbe Hautfläche der inneren Hand und der Fußsohle fast 3000 solcher Drüsen. Auch die Größe derselben ist sehr verschieden; während die kleinsten noch nicht $\frac{1}{2}$ Millimeter im Durchmesser haben, sind die größten bis 9 Millimeter breit.

Der von einer zarten Membran gebildete Drüsenkanal ist ein in die Lederhaut eingestülpter Schlauch, welcher an seinem unteren Ende eine Art Knäuel bildet und hier von einem fein verflochtenen Gefäßnetz umwunden ist. Die Schweißdrüsen öffnen sich in der Oberhaut durch die sogenannten Schweißporen. Die Talgdrüsen öffnen sich zumeist in der Nähe der Haare oder in dem Rohre selbst, welches der Haarwurzel als Scheide dient (Haarbalg), sie sondern eine fette, talgähnliche Masse ab und reichen oft bis in das Unterzellhautgewebe hinein.

Die oberste Haut, die aus dünnen Plättchen zusammengesetzte durchsichtige Oberhaut oder Epidermis, zeigt genau die äußere Beschaffenheit der Lederhaut, da sie sich dieser innig anschmiegt und alle die durch die Hautwärtchen gebildeten Hügel und Leistchen erkennen läßt. Sie ist für Wasser nur schwer durchdringlich; bei den Menschen weißer Rasse ist sie leicht gelblich gefärbt, erscheint aber wegen ihrer Durchsichtigkeit überall da, wo sie nicht besonders verdickt ist, wie auf der Fußsohle, als eine durch den Inhalt der Blutgefäße hervorgerufene rötliche Färbung, die da am stärksten hervortritt, wo die Epidermis am dünnsten ist, wie an den Wangen und Lippen.

Die Epidermis besteht aus zwei ziemlich deutlich von einander zu unterscheidenden Schichten, die beide nur aus Zellen gebildet werden. Die obere, frei zutage liegende und ihrer hornartigen Beschaffenheit wegen die Hornschicht genannt; ihre Zellen sind sehr dünn, abgeplattet und ganz unregelmäßig an Gestalt; bei den Weißen sind sie farblos, bei den Farbigen gelb und bräunlich; die untere, welche weich und schleimig ist, heißt die Schleimschicht oder das Malpighische Schleimnetz. Hier bilden die Zellen kernhaltige, unten längliche, oben runde Bläschen. Die Färbung einzelner Hautstellen, wie am Hofe der Brustwarzen, wird dadurch veranlaßt, daß diese Bläschen mit Pigmentkörperchen*) gefüllt sind. Auch die gelbe, rote, braune und schwarze Hautfärbung bei Malayen, Malatten, Indianern, Negern u. s. w. wird durch Farbstoffe in den Zellen der Schleimschicht verursacht.

(Schluß folgt.)

*) Pigmente sind Farbstoffe.

Truzlied*).

Von Johannes Wedde.

Wenn in blühender Maienluft
Höher die Herzen schlagen,
Schwillt begeistert die junge Brust,
Kühn zu wanken, zu wagen;
Was unmöglich weiland erschien,
Will bedünken erreichbar;
Siegesträume den Geist durchziehen
Rosiigen Wolken vergleichbar.

Kinderbegeisterung, Kindermut,
Niemand möge sie schelten;
Wem sie nimmer entzündet das Blut,
Soll uns als Mann nicht gelten.
Aber wenn ihm die Blüten nicht
Dauernde Früchte getragen,
Schwindet schnell mit des Frühlings Licht
All sein Hoffen und Wagen.

Wenn sich Novembernebel kalt,
Grau auf die Kluren senken;
Wenn wir es merken, daß Geistgewalt
Nicht die Natur kann lenken,
Daß in dem Ding, dem brutalen Sein,
Nur die Gemeinheit köniigt,
Welche die Lüge mit heuchelndem Schein
Als Gottweisheit beschönigt —

Kinderbegeisterung, Kindermut,
Hoffnung auf baldige Siege,
Wärmen da nimmer das frierende Blut,
Stärken da nimmer zum Kriege.
Wein, da gilt nur der männliche Sinn,
Welcher mit Ernst es lernte,
Ohne Belohnung und ohne Gewinn
Schaffen für künftige Ernte.

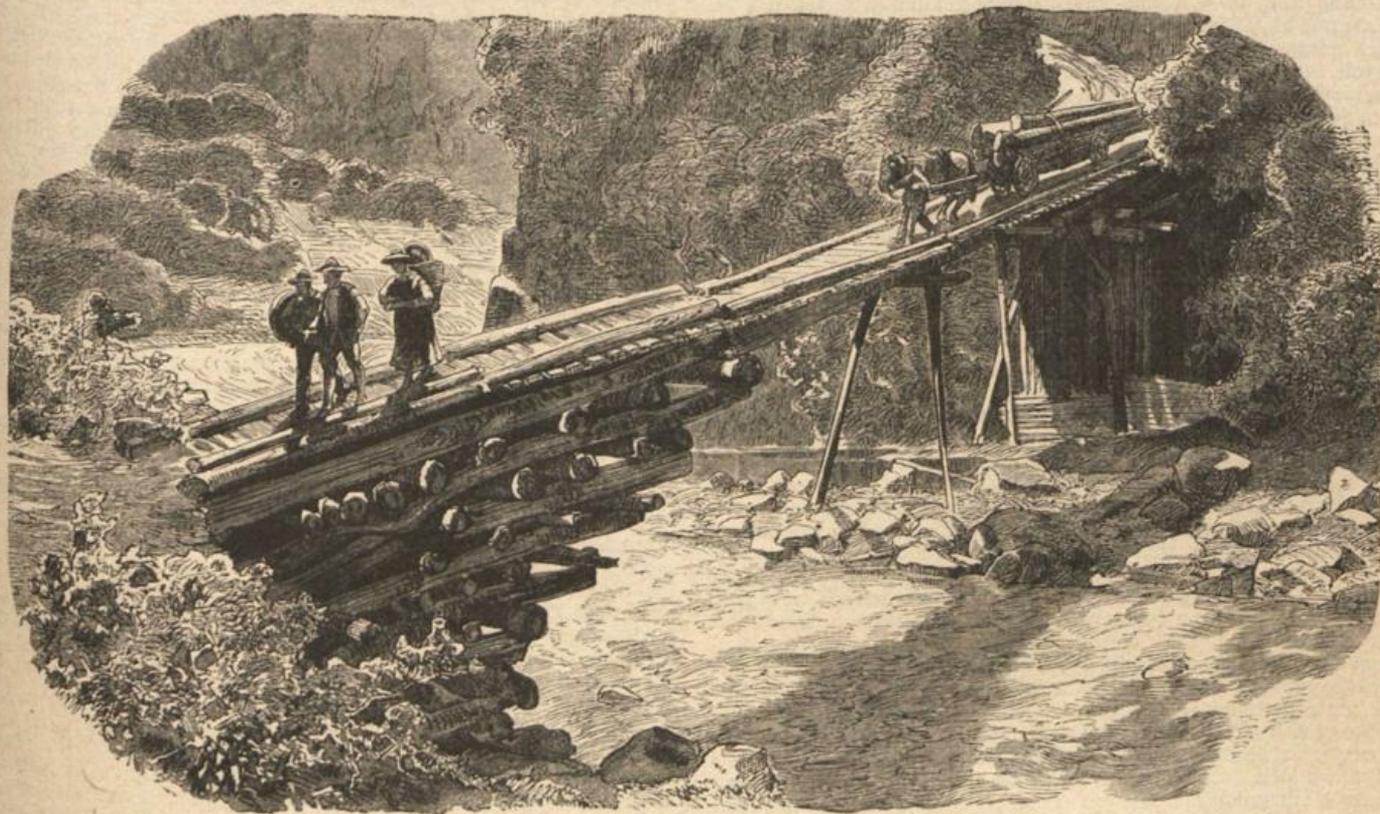
Welcher, wenn ihm die Kraft zerbricht,
So sich zu krößen erdreißel:
Habe mir selbst bemessen die Pflicht,
Habe mein Wollen geleistet,
Beugte mich vor der siegenden Macht
Weder durch Prohen noch Bitten,
Habe des Erdens Lebens Nacht
Stark und stolz durchschritten!

*) Aus des Verfassers im Erscheinen begriffener Gedichtsammlung: „Grüße des werdenden“.

Unsere Illustrationen.

Brücke über den Tessin bei Faïdo. Zwischen den Gletschern der schweizerischen Hochgebirgswelt und der sonnenglühenden lombardischen Ebene liegt wie ein prächtiger Park das Land der italienischen Seen, ein mit allen herzerfreuenden Reizen geschmücktes, in Licht und Luft gesegnetes Land. In dieses Land streckt der Kanton Tessin seine Hand, und eine üppig-spendende Natur füllt sie ihm mühelos mit den köstlichsten Gaben dieser Zone. Die heiße Sonne, welche drückend und erschlassend über die lombardische Ebene hinscheint, mildert hier ihre Wärme, ohne ihr Licht zu schwächen, und verdoppelt ihre befruchtende Kraft. Sie umkleidet die Berge und Hügel mit schattigen Laubwäldern, Felder und Wiesen schwellen von Reichtum, an den Hängen spendet der Nuß- und Kastanienbaum seine Frucht, ranken die Reben an Maulbeerbäumen, während die Gärten im rosigen Schmutz der Pfirsiche und Mandeln blühen und im Sommer der Feigenbaum der seine goldenen Früchte ansetzt. Das ist der Süden des Kantons, der bei Bellinzona seine Grenze erreicht. Von da ab nimmt das Land bald wieder nordischen Charakter an, es beginnt das tessinische Alpenland mit schroffen Höhen, wilden Wasserfällen und überall

auftauchenden Gletscherbliden. Die südliche Vegetation bleibt zurück und auf den Vorbergen erscheinen die eigenartigen Berggüter. Hier reizt die Natur wieder mit ihren Gaben, oder läßt sie sich nur verdrossen abringen. Darum wohnt die Armut an der Straße, denn der trägere Geist der Bewohner kämpft nur lässig gegen dieselbe an. Riviera heißt das Ufer des Flusses von Bellinzona bis zur Mündung des Mlegnotales, was deutscher Mund mit Riviertal zu verdolmetschen pflegt. Dieser Fluß ist der Tessin, der Ticinus der Alten, er gab dem Kanton seinen Namen. Ein Kind der lepontinischen Alpen, wandelt er gegen Süden, um, nachdem er sich mit der Moesa vermählt, zum Läuterungsbad in den Lago maggiore zu steigen und dann den Vater Po aufzusuchen. Den Tessin entlang führt die Weltstraße des Gotthard durch das an Schluchten, wilden Felsbildungen, Wasserfällen und tausend landschaftlichen Schönheiten überreiche Tal, und die Ortschaften dieses Tals sind wohl das einzige, was der Sommerreisende vom Norden zu sehen bekommt, der das westliche Paralleltal, das Val Maggia, nur selten in den Bereich seiner Wanderungen zieht. Der Kanton Tessin besteht ihm in den Namen Gotthard, Airolo, Faïdo, Biaska, Bellinzona, Locarno und Lugano, und damit hat er denn auch so ziemlich die Hauptsachen getroffen. So gewährt ihm der Kanton



Brücke über den Tessin bei Faïdo.

Tessin das Bild einer unterhaltenden Straße mit anmutigen Schatten- und Ruhepunkten daran. Doch fühlt man sich hier nicht so recht im Schweizerland. Himmel, Boden, Bauart, Volk, Sprache und Leben haben anderen Charakter, und der Kitt, der das Tessin an das staatliche Gebäude der Eidgenossenschaft bindet, scheint überall aus den Fugen gefallen vor der Sonne Italiens. Ist der Schweizer im großen Ganzen ein Gebirgsmensch, so ist der Tessiner ein Talmensch, dem Kraft und Energie unter dem lauen Druck einer trübseligen Geschichte abhanden gekommen. Dreihundert Jahre lang wurden die sogenannten „Ennetbergischen Vogteien“ mißhandelt und ausgefaugt als unter hartem Slavenjoch stehende Untertanenländer. Wie ein miserabler Spielball triegerischer Launen der Geschichte wurde der Ticinese zwischen den kriegerischen Häufen der romanischen und germanischen Völker umhergeschleudert, so oft deren Fluten hier zusammenstießen und böse Brandungen erzeugten. Der Kanton ist ein Grenzland, hier liefen die Grenzen Oesterreichs, Piemonts, der Schweiz zusammen, und es heißt nicht mit Unrecht, daß jede Grenze demoralisierend wirkt. Die ersten politischen Schätze sind noch nicht durchgelaufen, woher sollte dem Tessiner der hochpatriotische Schweizergeist kommen, wie er den Urkantonen eigen? Aber er kann ihm unter dem Banner der Eidgenossenschaft anerzogen werden.

Faïdo, ein kleiner Ort mit 50 Häusern, liegt im Vivinental, das vom Gotthard herab bis an den Zusammenfluß des Brenno und Ticino bei Biaska reicht, und dem der Tessin mit seinen Gefährten und die Gotthardstraße das Leben gibt. Der Reichtum wohnt nicht in diesem Tal, daher suchen die Männer vielfach ihr Heil in der Fremde.

Man trifft den Ticinesen, von einer Wanderunruhe wie die Zugvögel befeelt, auf allen Landstraßen Europas und in allen großen Städten als Kesselflicker, Schornsteinfeger, Lastträger, Kastanienröster, Küfer, Kellner, oder auch als Maurer, Steinmez, Glaser, Dekorationsmaler. Unter-dessen sind die Weber auf den Aedern und Wiesen tätig oder sitzen in trübseligen Stuben und weben, aber auch von ihnen ziehen viele hinaus.

Bei Faïdo stehen eine Anzahl prächtiger, uralter Nußbäume, welche in dem Aufstand, in welchem die unglücklichen Liviner das Joch ihrer Urner Zwingherrn, von denen sie die hochmütigste Behandlung erfahren, abzuschütteln versuchten, eine traurige Rolle spielten. Das war im Jahre 1755. Ein geringer Anlaß entzündete in ihren gedrückten Herzen die Flamme des Aufruhrs. Aber noch war es zu früh, die umsichtige Leitung fehlte, und so wurden die Urner und ihre Verbündeten, die über den Gotthard herrückten, gar bald Herren über die Aufständischen. Das Liviner Volk mußte darauf am 2. Juni nach Faïdo kommen. Es kam 3000 Männer stark. Die Schaaren der Eidgenossen umringten die Menge, die jetzt barhaupt und knieend unbedingten Gehorsam schwören mußte. Knieend mußte es der Hinrichtung seiner Führer beizohnen, die an eben jenen Nußbäumen aufgekniüpft wurden. Leid und Entsetzen im Herzen kehrten sie in ihre armen Hütten zurück. Die Sklaverei aber wurde ärger denn vorher.

Die ganze Landschaft hier herum hat etwas Düsteres, Unheimliches. Wie ein Bann liegt es auf ihr, und der Mensch, im Kampf mit den Elementen großgezogen, der Enkel einer wüsten Geschichte, ist auch ernst und schweigsam.

Oberhalb Faïdo wüthet der Tessin mit dämonischer Gewalt zwischen

den Felsen. Der Wut seiner Wasser ist nichts vergleichbar. Es ist, als ob der Fluß sich in sich selber verzehren müßte, und wieder und wieder, donnernd und knirschend wiederholt er den Versuch. Die Straße führt dicht über den Wasserwirbel hin und erst seit allerneuester Zeit schwingt sich nicht weit davon eine Eisenbahnbrücke darüber und macht der primitiven Brücke auf unserem Bilde Konkurrenz. St.

Geförte Ruhe. (S. 129.) Die Parlamente sind geschlossen, die Politik ist in die Ferien gegangen, die saure Gurke macht den Tagesblättern das Leben sauer, der Diplomat erholt sich im Bade von den Strapazen der politischen Heuchelei, die Residenzen sind entvölkert, alles was Obem hat, schnappt nach ländlichem Sauerstoff, zieht ins grüne Landleben oder macht eine Tour ins Gebirge, wenns langt in die Schweiz, und kehrt, an Leib und Seele erfrischt und gestärkt, in die Heimat zurück. Nur der Arbeiter kann sich diesen Luxus nicht gönnen; er, der vielgeplagte, dem eine solche Erholung besonders gut täte, ist auch in des Sommers kaum erträglicher Schwüle an die Wertstatt gebannt, um im Schweiß seines Angesichts den kärglichen Tagelohn zu verdienen, für ihn hat kein gütiges Schicksal Sommerfrische, Bäder und Schweizerberge geschaffen. — Arthur ist kein Arbeiter, sondern der verhäßtelte Sohn eines steinreichen Fabrikanten. Auf dem Reitplatz, im Stating Rink, im Orpheum und ähnlichen Lokalitäten schieben ihm die Tage und die Nächte sanft und lieblich dahin. Wer ihn aber einen Tagdieb nennen würde, täte ihm bitteres Unrecht; keiner versteht besser als er die Kunst, Champagnerflaschen zu entkorken, daß der Pfropf knallend an die Decke fliegt, Ausierenschalen mit Eleganz zu öffnen, hübschen Damen den Hof zu machen und sie mit Anekdoten und Schmunzeln zu unterhalten, wobei ihm seine Phantasie ausgezeichnete Dienste leistet, denn er hat „vom Mütterchen die Frohnatur und Lust zu fabuliren“. Dichtung und Wahrheit sind in seinen Erzählungen hold gemischt, und merkwürdigerweise ist er Achill und Homer in einer Person, die Heldentaten, die er seinen schönen Zuhörerinnen in lebhaften Farben mit schön gedrehten Redensarten schildert, hat er alle selber vollbracht. Wie leuchten die Berggipfeln nicht, augen der blonden Seraphine, da er die zahlreichen Duellen erzählt, welche er mit Studenten und Offizieren ausfochten, wie pocht ihr Herz bei der Erzählung von dem großen Brande, wo er, Arthur, ein zweijähriges Kind aus dem Flammenmeer geholt hat. Nichts besticht ein Frauenherz so sehr, als Kraft und Mut, eine Desdemona verhöhnt die schönsten und vornehmsten Freier und wirft sich dem tapferen Mohren in die Arme. Wenn der blonden Seraphine jemand sagen würde, Arthur habe gräulich aufgeschritten, gewiß, sie würde ihn aufs tiefste verachten, denn sie glaubt an Arthur, sie schwärmt schon für ihn, sie liebt ihn. Den größten Effekt aber hat Arthur auf zuletzt aufgepaßt; das ist seine Erzählung von dem Stiergeficht in Sevilla, wo er einem wütenden Stier, der eben den Torero (Stierstecher) mit den Hörnern speißen wollte, unerschrocken zu Leib ging, eine ganze Viertelstunde mit der Bestie rang und sie schließlich unterkriegt. Er hat die Geschichte schon so oft erzählt, daß er sie beinahe selber glaubt. „Da ertönte gewiß rauschender Beifall“, flötet Seraphine. „Rauschend! sagen Sie lieber rasend. Hageldicht flogen die Kränze von den Balkon.“ Der Sprecher hält plötzlich inne, springt auf und ergreift das Hasenpanier und die Schönen eilen ihm nach. Ein Muni (wie in der Schweiz der Farren genannt wird, der bei uns auch Hummel, Häge oder Wulle heißt), der auf der nahen Alpe friedlich weidete im Kreise schöngefleckter Kühe, hat die Gesellschaft überrascht, und diese überläßt dem Feind, nur auf ihre persönliche Sicherheit bedacht, ihre kostbaren Toilettenstücke, welche der Muni erstaunt betrachtet und vermuthlich nicht unversehrt lassen wird. Namentlich wird er seine Kraft an dem Sonnenschirm erproben, der ihm seinen Stiel so herausfordernd entgegenstreckt. Arthur aber wird den Damen wie Falschaff beweisen, daß Vorsicht die bessere Seite der Tapferkeit ist, und daß er diesmal eine Nemea aus Instinkt gewesen. Und wenn die schöne Seraphine fragt, was denn das für ein Tier sei, wird er sie mit jenem Professor belehren: Der Stier ist der Vater des Kalbs, die Kuh ist seine Mutter, der Farren aber ist sein Oheim. St.

Die Plünderung von Wisby. (S. 136—137.) An der Westküste der schwedischen Insel Gotland liegt die Stadt Wisby, die mehrfach schon das Ziel von sogenannten Wisbyfahrten (Vergnügungsreisen mit Wisby als Ziel) gewesen ist. Das heutige Wisby ist eine Stadt von kaum 7000 Einwohnern, kaum ein Schatten seiner früheren Größe. Die Stadt ist von deutschen Kaufleuten angelegt worden und wurde wegen ihrer günstigen Lage bald eine der bedeutendsten nordischen Handelsplätze. In seiner Glanzzeit hatte es 18 Kirchen und war mit gewaltigen Befestigungen versehen, von denen heute noch die imposanten Ueberreste zu sehen sind; aus dem Jahre 1200 steht noch die gotische Domkirche. An 12 000 Kaufleute soll die Bevölkerung Wisbys unter sich gehabt haben, dessen Reichthum damals sprichwörtlich war. Die Chronisten, welche davon erzählen, mögen teilweise tüchtig aufgeschritten und nach dem Hörensagen berichtet haben. Wenn sie erzählen, daß es in Wisby Frauen gegeben habe, die auf goldenen Spindeln spannen, so lassen wir uns das schon gefallen; wenn aber hinzugefügt wird, daß man den Schweinen ihr Futter in silbernen Gefäßen gereicht habe, so erlauben wir uns etwas mißtrauisch zu werden. Wisby gehörte der mächtigen Verbindung der Hanza an, und durch seine exponirte Lage war es bei den häufigen Kämpfen zwischen der Hanza

und den nordischen Königen den Angriffen der letzteren sehr ausgesetzt. Im Jahr 1361 griff der dänische König Waldemar IV. die schwedischen Inseln Deland und Gotland an. Waldemar hatte die Gewohnheit, das Sprichwort: „Morgen ist wieder ein Tag!“ viel zu gebrauchen, wovon man ihn „Attordag“ nannte und ihn damit als einen weise abwägenden Fürsten bezeichnete. Dieser Dänenkönig strebte nach der Oberhoheit Dänemarks in den skandinavischen Ländern, wie sie später auch durch seine Tochter Margareta, die von dem Schwedenkönig in der derben Sprache jener Zeit als „König Hofenlos“ bezeichnet wurde, in der Union von Kalmar erreicht wurde. Waldemar gelangte noch nicht soweit, aber er eroberte die beiden Inseln, und nachdem er die Soldtruppen der Wisby'schen Kaufleute geschlagen hatte, konnte auch die reiche Stadt selbst nicht widerstehen. Waldemar IV. (Attordag) zog als Sieger ein und nahm die Gelegenheit wahr, sich an den sagenhaftesten Schätzen der Wisby'schen Kaufleute zu bereichern. Diese Dänenkönige scheinen überhaupt die Gewohnheit gehabt zu haben, mit der Hanza solange in Frieden zu leben, bis sie an gewissen Plätzen Schätze aufgehäuft wußten; dann zogen sie auf Plünderung und Beute aus. Waldemar IV. tat nicht anders; nachdem er in Wisby eingezogen war, ließ er auf dem Marktplatz drei große Tonnen aufstellen, welche die Einwohner binnen drei Stunden mit Gold und kostbarem Geschmeide zu füllen hatten. Diese Plünderung sollte ihm freilich nicht viel Nutzen bringen, denn die Schiffe, welche die Schätze von Wisby trugen, wurden bei der Heimfahrt von den wilden Wogen des baltischen Meeres verschlungen, in dessen Tiefe heute noch ruht, was einst der Bewohner von Wisby Stolz und Reichthum war. Aber auch Wisby hat sich von diesem Schlage nicht mehr erholen können. Wenn auch um 1370 der König Waldemar Attordag zu einem für die Hanza vorteilhaften Frieden gezwungen wurde, wenn auch 1428 noch eine hanseatische Flotte von 260 Schiffen gegen Kopenhagen zog, und wenn auch die Hanza noch im ersten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts unter Jörgen Bullenwever die nordischen Könige ihre Macht fühlen ließ — Wisby erhob sich nicht mehr zu seiner Blüte von ehemals. Als die neuen Entdeckungen dem Handel andere Seewege geboten und die Hanza zerfiel, war an eine historische Rolle des einstmaligen hanseatischen Vorpostens auf Gotland, Wisby, ohnehin nicht mehr zu denken. Es blieb ein kleines, unbedeutendes Städtchen, wie es heute noch sich darstellt, und nur die gewaltigen Trümmer seiner einstmaligen Befestigungen sind noch vorhanden als stumme aber untrügliche Zeichen der einstigen Macht und Herrlichkeit dieser alten Hanseatenstadt.

Ein junger schwedischer Künstler, Karl Gustav Hellqvist, der schon vor fünf Jahren mit einem Bilde des vor Friedrichshall in Norwegen erschossenen Königs Karl XII. von Schweden Aufsehen erregte, hat, von den großen Erinnerungen der Hanza angezogen, die Plünderung Wisbys durch Waldemar IV. in einem großen und rasch berühmt gewordenen Bilde dargestellt, von dem wir eine Kopie unseren Lesern vorführen. Unter einem besonders für ihn errichteten Tronhimmel hat sich Waldemar IV. aufgepflanzt, um selbst die Ablieferung der Wisby'schen Schätze zu überwachen. Vor ihm steht ein Geharnischter, der einen merkwürdigen Helmschmuck hat, mit einer Wappensfahne, und ringsum der ganze Apparat, den ein Dänenkönig von dazumal zu solch einer Plünderung gebrauchte. Zunächst ein finster dreinblickender Pfaff mit Kutte und Kapuze, dann eine große Anzahl von Geharnischten und Bewaffneten, ein Trompeter, welcher die Säumigen antreibt, und im Hintergrund — der Henker, der mit mittelalterlicher Gemüthlichkeit seinem Nachbar das Nichtschwert zeigt, das wir beiläufig für zu leicht halten, um stolze hanseatische Häupter vom Kumpfe zu trennen. Die noch vorhandenen Nichtschwerter zeigen mehr Breite und Wuchtigkeit. Die Söldlinge Waldemars treiben brutal die Wisby-Bewohner herbei. Von allen Seiten werden die Kostbarkeiten gebracht und voll bitteren Schmerzes in die Fässer des ränberischen Dänen geworfen. Alle Stände sind unter den Beisteuernden vertreten, und eine Frau, der man vielleicht ihr Letztes genommen, wirft sich verzweifelt vor dem Bilde des Kreuzigten nieder. Im Vordergrund aber sehen wir einen stolzen Patrizier von Wisby, der mit Weib und Kind über den Markt wandelt. Die Verraubung seiner Vaterstadt erregt seine ohnmächtige Wut und er ballt seine Faust verborgen gegen den Dänenkönig, während sein Weib flehend gen Himmel sieht. Er tut gut, seinen Unwillen nicht laut werden zu lassen, denn Waldemar beobachtet alles argwöhnisch, und der Henker steht nicht umsonst dort. Im Hintergrund ragen die stolzen Mauern und Gebäude von Wisby, so daß sich das Ganze zu einem großartigen und lebensvollen historischen Bilde aus der Zeit großer Kämpfe im Norden gestaltet. W. B.

Vom Krieg im ägyptischen Sudan. (S. 141.) Im vergangenen Sommer vernahm man häufig von den Erfolgen eines Aufstandes in Oberägypten, an dessen Spitze sich ein Prophet, ein sogenannter Mahdi, befindet. Der Mahdi oder Madihi ist bei dem Muselman ein Prophet, der kurz vor dem jüngsten Tag erscheint und diesen verkündigt. Dann wird das große Weltgericht über Gläubige und Ungläubige erfolgen. Bis jetzt sind schon viele Mahdis erschienen, aber der jüngste Tag und das Weltgericht sind noch vorläufig ausgeblieben, obgleich jeder dieser Mahdis der richtige Verkündiger zu sein behauptete. Abdel Kader wurde als solch ein Mahdi angesehen; desgleichen Bu-Amenta, der vor einiger Zeit im südlichen Alger die Franzosen angriff, von dem man aber in jüngster Zeit nichts mehr gehört hat. Abdel Kader ist inzwischen nach langjähriger Verbannung in Syrien gestorben; in-

zwischen hat sich aber in Obergypen, im ägyptischen Sudan, jenem Landstrich, den man früher als Nubien bezeichnete, ein neuer Prophet erhoben, welcher gegen die von den Engländern unterworfenen Ägypter kämpft. Man hatte anfangs geglaubt, Arabi Pascha und dieser Mahdi, Mohammed Achmed genannt, würden sich vereinigen, um den Engländern Widerstand zu leisten. Allein es ist nicht dahin gekommen.

Mohammed Achmed ist ein noch junger Mann; er mag etwa drei- unddreißig Jahre zählen und ist gebürtig aus Chartum am Nil, jener Hauptstadt des ägyptischen Sudans. Wie die anderen Mahdis hat er die herrschende Stimmung unter den Muslimen geschickt zu benutzen gewußt. Diese fühlen nämlich, daß die Zeit, in welcher der Islam bis zu einem gewissen Grade eine Art Weltherrschaft bildete, völlig vorüber ist; daher jene eifrigen, aber vergeblichen Bestrebungen, die muslimännischen Stämme und Strömungen zu einem großen Ganzen zu vereinigen; daher jene ungeheure Aufregung, wenn sich die Europäer in irgend einem muslimännischen Landstrich festsetzen, in der ganzen islamitischen Welt. So hat auch Mohammed Achmed die Erregung, welche die Invasion der Engländer in ganz Nordafrika hervorrief, geschickt benutzt, um als Mahdi aufzutreten und einen großen Aufstand zu erregen. Man spricht davon, daß seine jezige Kriegsmacht an zweihunderttausend Mann stark sei, was indessen zweifellos übertrieben ist. Der Mahdi hatte eine ganze Anzahl von kriegerischen Erfolgen zu verzeichnen, was zunächst wohl daran lag, daß die ägyptischen Truppen, wie sich ja im Krieg mit den Engländern herausstellte, schlecht diszipliniert und schlecht bewaffnet waren. Dazu kam die Ueberzahl der Anhänger des Mahdi, die aufs äußerste fanatisirt waren. Man weiß, daß die Muslimänner den religiösen Fanatismus bis zu einer vollkommenen Gleichgültigkeit gegen den Tod treiben können. Der Mahdi konnte seine Truppen weder mit Gewehren noch mit Geschützen versehen; ihre Hauptwaffe war und blieb ein langer Speiß, zum Wurf und Stoß eingerichtet, mit dem sie sehr geschickt umzugehen wissen. Sie griffen mit einer solchen Wut und Todesverachtung an, daß sie die ägyptischen Truppen nicht nur schlugen, sondern ihnen auch Gewehre und Kanonen in Masse abnahmen. Das Verhältnis änderte sich erst, als englische Offiziere den Befehl über die ägyptischen Truppen bekamen. Diese bildeten aus der Infanterie feste und dichte Bataillone und empfingen die anstürmenden Speißträger mit wohlgezieltem Feuer, das sie in Massen niederwarf. Augenblicklich ruhen die Waffen so ziemlich, aber Obergypen befindet sich ganz und gar im Zustande der Empörung und politischen Auflösung, so daß dem „Propheten“ schwer beizukommen ist. Er muß viele Beute gemacht haben, und es müssen ihm von den Uebersiedelern auch sonst eine Menge Geldmittel zuströmen, denn man weiß, daß er seine Truppen regelmäßig und reichlich besoldet.

Bei alledem hat diese Bewegung im ägyptischen Sudan wenig oder keine Aussicht auf einen größeren Erfolg. Denn es wird ihr schwerlich gelingen, über Chartum hinaus vorzudringen, resp. sich in den Gegenden Ägyptens festzusetzen, wo europäischer Einfluß maßgebend ist. In den Wüstenstrichen des Sudans kann solch ein „Prophet“ wohl eine Zukunft und reiche Hilfsquellen finden; ob es ihm aber gelingen wird, die von ihm angeführte Bewegung zu vervollkommen, ist eine andere Sache. Bei alledem sind solche Aufstände stets sehr blutig und gräuell. Mord, Raub, Brand und Plünderung ist den Wüstenstämmen sehr geläufig und ist der Gegenstoß auf die Brutalität, mit der sich europäische Mächte in die Angelegenheiten afrikanischer Völker einmischen oder auch als Eroberer auftreten. Der englische Einfall in Ägypten hat es verschuldet, daß nun auch Obergypen verheert und ausgeplündert wird.

Unsere Illustration zeigt uns zwei Typen von jenen Muslimännern, die den Mahdi Mohammed Achmed auf den Schild gehoben haben; es sind Angehörige eines Araberstammes im Sudan, Bagara genannt. Ihre Bewaffnung bildet der lange Speer und ein Dolch, den sie auf eigentümliche Weise am Arm befestigt haben; sie sind tätowirt und haben die Schädel meist kahl geschoren, wie viele andere Muslimänner. Man sagt, der Mahdi werde es verschmähen, sich der Feuerwaffen zu bedienen. Das wird von ihm nicht klug sein, wenn er Feuerwaffen hat. Man denkt dabei an das vierte polnische Regiment beim Aufstande von 1830—1831, das geschworen hatte, keinen Schuß zu thun und nur mit dem Bajonnett zu kämpfen. Diese Torheit war eben — Torheit, wenn auch heroische Torheit. Der „Prophet“ von Sudan wird gut tun, sich seiner Feuerwaffen zu bedienen; sonst könnte für ihn der jüngste Tag sehr schnell kommen, trotz aller fanatischen Tapferkeit seiner Gläubigen.

A. T.

Aus dem Bereiche der Anthropologie und Gesundheitspflege.

Zählungen der Blutkörperchen in Krankheiten, welche Dr. F. Penzoldt in Erlangen ausgeführt hat, ergeben für die örtliche Ernährungsfrage hygienisch interessante Tatsachen: in der Regel enthält 1 Kubikmillimeter Blut 5 Millionen Blutkörperchen. Bei Blutarmut wurde von Beobachtern starke Verminderung der roten Blutkörperchen gefunden und beim Ueberwuchern der weißen Blutkörperchen in einem Falle sogar nur 705 000 statt der normalen fünf Millionen, also eine Abnahme auf den siebenten Teil, was die Kraftlosigkeit und (da die Blutkörperchen die Träger des Sauerstoffs sind) die schnell eintretende Atemlosigkeit jener Kranken bei Bewegungen klar legt. — Kühle Bäder vermehren im Anfange die Zahl der Blutkörperchen in den Blutgefäßen der Haut und lassen sie beträchtlich steigen, wenn nach dem

Bade das Wärmegefühl in der Haut bemerkbar wird, obgleich diese für das Thermometer noch kühl erscheint. (Z. B. vor dem Bade fand man die Hauttemperatur 39,7° C., die Zahl der Blutkörperchen 3 690 000, — und nach dem Bade die Temperatur von 38,9° C. und die Zahl von 4 690 000.) Das kühle Bad hat also nachweislich den Vorteil, bei fiebernden Kranken nicht nur die Temperatur der Körperoberfläche herabzusetzen, sondern auch die inneren Organe von der Blutmenge zu entlasten. — Bei halbseitig Gelähmten fand man regelmäßig bald mehr, bald weniger eine Vermehrung der Blutkörperchen auf der gelähmten Seite, was für die Hygiene erkennen läßt, auf welchem Wege durch bessere Ernährung derartige Lähmungen zuweilen von selbst wieder heilen — und für die gerichtliche Medizin gelegentlich als Hilfsmittel zum Nachweise wirklich vorhandener oder aus irgend welchem Grunde nur geheuchelter Lähmung benutzt werden kann. (Gesundheit.)

Der preussische Kultusminister beabsichtigt die Gründung eines Hygienemuseums in Berlin, in welchem hervorragende Leistungen und Erfindungen auf dem Gebiete der Hygiene und des Rettungswesens Aufnahme finden sollen.

Der Geh. Regierungsrat Dr. Koch hat einen eingehenden Bericht über die Tätigkeit der deutschen Cholera-Kommission in Alexandria erstattet. Derselbe ist überaus interessant und reich an Material, doch geht aus der Darstellung hervor, daß ein zweifelloses Ergebnis über die wahre Ursache der Cholera noch lange nicht erreicht ist, trotzdem die Kommission durchweg frische Choleraleichen untersucht hat. Wichtig ist zunächst, daß die Kommission die volle Identität der in Ägypten auftretenden Cholera mit der asiatischen feststellte. Dieselbe fand auch in den Darmwänden, in der Darmschleimhaut und in den Darmzotten, besonders aber im Dünndarm von Choleraleichen eine bestimmte Art von Bakterien. Dieselben sind stabförmig und gehören also zu den Bacillen; sie kommen in Größe und Gestalt den bei der Roskrankheit gefundenen Bacillen am nächsten. Fäulnisprodukte konnten sie nicht sein, da sie an ganz frischen Leichen gefunden wurden. Sie seien identisch mit jenen Bacillen, welche von Prof. Koch vor einem Jahre in einem aus Indien gefandenen Choleraarm gefunden wurden. Jedoch wagt Koch dieselben doch nicht als Erreger der Seuche zu bezeichnen, weil es weder mit den die Bacillen enthaltenden Dejekten, noch mit Reinkulturen der Bacillen gelang, die Krankheit durch Fütterung oder Impfung auf Mäuse, Hunde, Katzen, Affen zu übertragen. Tiere blieben ganz gesund. Daß jedoch Infektionsstoff vorhanden, geht daraus hervor, daß in Ägypten Wäscherinnen durch Cholerawäsche cholerafrank wurden. Prof. Koch schreibt das ungenügende Resultat der bisherigen Beobachtungen der gegen Ende der Epidemie eingetretenen Abwägung des Seuchenstoffs zu und befürwortet die Fortsetzung der Studien in Indien. Dies hat die Regierung genehmigt, und so wird die Kommission sich zunächst nach Bombay begeben. (Illustr. Ztg.)

Mitteilungen aus den Gebieten der Industrie, Technik und Landwirtschaft.

Gehärtetes Glas als Konkurrent für Gußeisen. Das Glas dürfte dem Gußeisen bald bedeutende Konkurrenz machen. Der bekannten Siemens'schen Fabrik soll es gelingen sein, in der Fabrikation von gehärtetem Kristallglas so bedeutende Verbesserungen einzuführen, daß dasselbe so zäh und fest wie Gußeisen wird. Ein Hauptvorteil dieses Materials ist, daß dasselbe durch Witterungsverhältnisse nicht leidet und daß es auch bedeutend leichter ist als Gußeisen. Die Fabrik beabsichtigt zunächst aus Hartkristallglas Straßenlaternenposten, Geländer, Gitter, Treppen, sowie auch Gas- und Wasserleitungsrohre herzustellen und in den Handel zu bringen. Wären diese Gegenstände so schwer wie Gußeisen, so würden sie allerdings teurer kommen als dieses, allein das Material ist wesentlich leichter, und man hat berechnet, daß Artikel daraus etwa 30 Prozent weniger kosten, als solche aus Gußeisen. (Gewerbbl. aus Württb. 1888, S. 15.)

Neue Verwendung von Papier. In Amerika werden jetzt die Röhren zur Leitung der Telegraphendrähte, sowie solche für elektrische Zwecke aus Papier verfertigt. Sie sind wasserdicht und biegsam genug, um Brücken vorzubiegen. Auch die Träger für Eisenbahnschienen werden jetzt aus Papier hergestellt. Sie sollen zweckmäßiger sein als die hölzernen. (Fundgrube.)

Deltametall, eine neue Legirung. Es ist bekannt, daß die Gegenwart von Eisen in Legirungen von Kupfer und Zink die äußeren Eigenschaften dieser Stoffe wesentlich verbessert. Die ausgedehntesten Versuche, um das Eisen in die in Rede stehende Verbindung einzuführen, haben indessen bislang keine praktisch verwertbaren Resultate ergeben; die erhaltenen Produkte fielen zu ungleichmäßig in ihrer Zusammensetzung aus.

Unter anderen, welche ihre Aufmerksamkeit der Verbesserung des beregten Gegenstandes schenken, hat Alex. Dick in London sorgfältige Versuche angestellt und derartig günstige Resultate in betreff der gleichmäßigen Verteilung des Eisens in Kupfer- und Zinklegirungen erzielt, daß die praktische Verwendbarkeit der Produkte durch den neuen Prozeß gesichert ist. Dieser Erfolg ist dadurch erreicht, daß das geschmolzene Eisen zunächst mit dem Zink legirt wird, welches letztere sofort

mit dem ersteren in eine innige Verbindung eingeht. Die Aufnahmefähigkeit des Zinkes für Eisen ist abhängig von der Temperatur, welche das geschmolzene Zink besitzt. Es muß demnach, soll ein vollständig homogenes Material erzielt werden, die Temperatur während der ganzen Dauer des Prozesses sorgfältig auf derselben Höhe erhalten werden.

Das schließlich dargestellte Metall zeigt große Härte und Zähigkeit. Eine Gußprobe davon ergab eine Zugfestigkeit von 22 Tonnen pro Q.-Zoll, geschmiedet oder gewalzt eine solche von 33 Tonnen pro Q.-Zoll, zu Draht ausgezogen war eine Belastung von gar 62 Tonnen pro Q.-Zoll erforderlich, bevor der Bruch eintrat. Das Metall ist leicht zu bearbeiten, nimmt eine hohe Politur an, wird weniger leicht trübe als Messing und dürfte eine gleich passende Bewertung für technische und Kunstzwecke finden.

(Polytechn. Notizblatt.)

Beiträge zur Länder- und Völkerkunde.

Bergbesteigungen im Himalaya. Von einem Herrn Graham, der mit zwei Schweizer Führern, Vohj und Kaufmann, Bergbesteigungen im Himalaya versucht, liegen Berichte vor, aus denen die Schwierigkeiten derartiger Unternehmungen klar hervortreten. Am 24. Juni verließen die Reisenden die indische Sommerfrische Naini Tal, und kamen nach zwölf Tagen in Nini, am Fuße des eigentlichen Hochgebirges, an. Die erste Schwierigkeit liegt darin, an die Berge überhaupt heranzukommen. Sie stehen weit zurück, und der Zugang ist nur durch enge Täler zu gewinnen, welche von gewaltigen Strömen durchrauscht werden. Dazu sind die indischen Träger eine schwierige Art Menschen. Graham wurde fast von ihnen aufgegeissen; sie verzehrten die zweiwöchentlichen Rationen in fünf Tagen! Die Unternehmung richtete sich zuerst auf den Dunagiri (23 184 e. F.). Um diesen zu erreichen mußten zweimal Gipfel von 17 000 und 18 000 e. F. überstiegen werden, und nach fünfzigem Marsch kampirten die Reisenden auf einem Gletscher in 18 400 e. F. Höhe. Der Anstieg, welcher früh morgens am sechsten Tage begann, brachte sie um 1 Uhr 30 Min. in eine Höhe von 22 500 F., aber ein Schneesturm zwang sie angesichts des als steile Schneehalde, von Felsrippen unterbrochen, ansteigenden Gipfels zur Umkehr. Graham meint, die Himalayagipfel seien durchschnittlich viel steiler als die Alpen. „Wenn auch zurückgeworfen, haben wir doch das Luftproblem gelöst“, schreibt Graham; „man atmet mit nicht größerer Schwierigkeit bei 22 300, als bei 12 500 F.“ Schlechtes Wetter scheint im Himalaya ebenso häufig vorzukommen wie in den Alpen. Die Reisenden hatten auf dem Weg zum Nanda Devi täglich Regen. Vorher war indessen die Besteigung des Kang La gelungen, der nach den zwei einzigen Messungen 20 300 oder 20 800 e. F. hoch ist. Schlechtes Wetter und meuterische Kulis zwangen die Expedition vom Nanda Devi abzulassen, und dieselbe hatte ihr Gepäck, 60 Pf. per Mann, über sehr bösen Grund selbst zurückzutragen. Doch gelang es ihr, einen anderen Gipfel von 22 326 F. zu besteigen, den Graham Monnet Monal wegen der Menge Monalvögel taufte, die an seinen Abhängen gesehen wurde. Im übrigen wurde das Gebirge wildarm gefunden. Nur einmal schoß Graham ein größeres Wild, einen sogenannten Schneeleopard.

(Ausland.)

Ein Beitrag zur Frage, ob die Indianer kulturfähig sind? In 14 Jahren, von 1868 bis 1882, haben die Indianer in den Vereinigten Staaten enorme Fortschritte in der Landwirtschaft gemacht. 1868 bebauten sie nur 54 207 Acres, 1882 569 982; ihre Mais-, Jafers-, Gerste-, Gemüse- und Heuproduktion weist eine bedeutende Vermehrung auf. Die Zahl ihrer Pferde und Maultiere ist von 48 960 auf 244 629, die ihrer Rinder von 48 874 auf 549 932 gestiegen; die größte Vermehrung aber haben bei ihnen die Schafe erfahren: 1868 hatten sie nur 2687, 1882 hingegen 1 304 730.

(Globe.)

Ueber die deutschen Kolonien in Palästina entnehmen wir einem von unterrichteter Seite herrührenden Bericht nachstehende Angaben: Der deutsche Einfluß hat sich im „heiligen Lande“ erst seit 1870 bemerkbar gemacht; der Orient ist überhaupt das erste Land gewesen, welches nach dem großen Krieg den Rückschlag der von Deutschland errungenen Stellung in Europa empfand. Im Jahre 1872 siedelte sich eine Zahl württembergischer Familien bei Jaffa an. Als fleißige und ausdauernde Leute zeigten sich diese Ansiedler sehr tauglich, die unzähligen Schwierigkeiten zu überwinden, die sich ihrem Beginnen entgegenstellten. Ihrer Tätigkeit und Ausdauer gelang es, vor den Toren von Jaffa Musterwirtschaften, Werkstätten zur Verfertigung landwirtschaftlicher Werkzeuge und Wagenfabriken zu errichten, die ausgezeichnete Fuhrwerke für das kaum weggbare Land lieferten. Der günstige Erfolg zog immer neue Kolonisten an, die Kolonie ist im beständigen Zunehmen begriffen.

Fast zur nämlichen Zeit, als die Würtemberger nach Jaffa gekommen, erhielt eine andere Gesellschaft Deutscher einen beträchtlichen Fleden Landes zu Raipha bewilligt, am Fuße des Berges Karmel, zwischen dem Kap Karmel und den Ruinen von Jäfarea. Diese Kolonie, weit bedeutender als die von Jaffa, nahm eine mächtige Entwicklung. Die vierzig niedlichen Häuschen derselben, blendend weiß getüncht, gewähren einen Anblick von Ordnung und Nettigkeit, der seltsam von dem Schmutz der elenden Häuser von Raipha absteht. Die Kolonie, ungefähr 400 Seelen, hat eine eigene Verwaltung, eine Art von Stadtrat, über den dem dortigen Konsul die Oberaufsicht zusteht. Sie ist eine deutsche Miniaturstadt mitten in Asien. Die Ländereien der Kolonie sind vorzüglich bestellt und liefern vier bis fünfmal mehr Ertrag als das unter den Händen der einheimischen Bevölkerung befindliche Land. Eine dritte Kolonie ist in der Umgegend von Jerusalem, nahe beim russischen Hospiz errichtet; diese scheint mehr dem Handel obzuliegen, aber auch sie sieht in großer Blüte. Man empfindet infolge des Eindringens deutscher Ansiedler in Palästina nun schon bereits sehr stark den deutschen Einfluß und wird nicht umhin können, auch die deutsche Politik als einen wichtigen Faktor in Rechnung zu bringen, so oft die syrische Frage wieder in Fluß kommt.

(Ausland.)

Handel und Verkehrswesen.

Die außerordentliche Generalversammlung der Altona-Kieler Eisenbahn hat den Vertrag mit der Regierung, demzufolge die Bahn in den Besitz des preussischen Staates übergeht, mit 455 gegen 270 St. angenommen. Die preussische Regierung hat noch der Dels-Gesener und der Tilsit-Insterburger Eisenbahngesellschaft Anerbietungen für die Abtretung ihrer Unternehmungen gemacht. Die rechtzeitige Erzielung eines Abkommens mit den vorbezeichneten Eisenbahn-Gesellschaften vorausgesetzt, würde noch in der bevorstehenden Landtagsession eine Gesetzesvorlage eingebracht werden können, damit aber und mit der Vorlage betreffs der Breslau-Schweidnitz-Freiburger, der Oberschlesischen, der Rechte-Oder-Usjer-, der Kreuzburg-Pofener Bahn, event. auch der Altona-Kieler und der Berlin-Hamburger Bahn die Reihe der Privatbahn-Verstaatlichungsvorlagen für diese Session abschließen. Die jetzt im Gange befindlichen Verstaatlichungen umfassen 3907,73 Kilometer mit einem Aktientapital von 549,41 mill. Mark. Die Summe der dafür auszugebenden Conzols berechnet sich bedeutend höher.

(Mittl. Stg.)

Rätsel.

I.

Auf daß ich freundlich dir entgegenkomme,
Besuche des Propheten Söhne!
Wer hinten mir zwei Zeichen raubt,
Und sie erhebt zu meinem Haupt,
Schafft einen argen Grillenfänger
Und fleißig muntern Niederfänger.

S. E.

II.

Mit D der besten Geister Erbe,
Mit H ein traurig, schlecht Gewerbe.
Mit L ist's Kutscher und Gen'ral,
Der Kanzler und der Kaiser zumal.

S. R.

Rebus.



Inhalt: Die Alten und die Neuen. Roman von M. Kautsky. (Forti.) — Zur Frage des sogenannten Naturheilverfahrens, insbesondere der Schroth'schen Dürstkur. Von Dr. med. Nienburg. — Warum ich kein Pfarrer wurde. Von A. Titus. (Fortsetzung.) — Zur Geschichte der Cerealien. Kulturhistorische Skizze von H. Schlüter. (Schluß.) — Moderne Schicksale. Novelle von Carl Görlitz. (Fortsetzung.) — Der Bau des menschlichen Körpers. Eine anatomisch-physiologische Skizze von Bruno Geiser. (Fortsetzung.) — Trutzlied. Von Johannes Wedde. — Unsere Illustrationen: Brücke über den Tefsin bei Faido. — Gestörte Ruhe. — Die Plünderung von Wisby. — Vom Krieg im ägyptischen Sudan. — Aus dem Bereiche der Anthropologie und Gesundheitspflege: Zählungen der Blutkörperchen in Krankheiten. — Gründung eines Hygienemuseums in Berlin. — Die Tätigkeit der Cholera-Kommission in Alexandrien. — Mitteilungen aus den Gebieten der Industrie, Technik und Landwirtschaft: Gehärtetes Glas als Konkurrent für Gußeisen. — Neue Verwendung von Papier. — Deltametall, eine neue Legierung. — Beiträge zur Länder- und Völkerkunde: Bergbesteigung im Himalaya. — Sind die Indianer kulturfähig? — Ueber die deutschen Kolonien in Palästina. — Handel und Verkehrswesen: Die außerordentliche Generalversammlung der Altona-Kieler Eisenbahn. — Rätsel. — Rebus. — Ärztlicher Ratgeber. — Redaktionskorrespondenz. — Allgemeinwissenschaftliche Auskunft. — Polntechnischer Briefkasten. — Mannichfaltiges. — Gemeinnütziges. — Humoristisches.